Jahrgang 1911
Nr. 1 · 9. Dezember

Einzelpreis 20 Cts.
Abonnement: ½ jährl. Fr. 4.-

Schweizer Illustrierte Zeitung

Herausgegeben von der Verlagsanstalt Ringier & Cie., Zofingen



Vom Kriegsschauplatz in Tripolis.

Versaglieri gehen in einem Schützengraben mit größten Anstrengungen und vollem Gepäck unter feindlichem Kugelregen gegen die türkischen Angriffe vor.

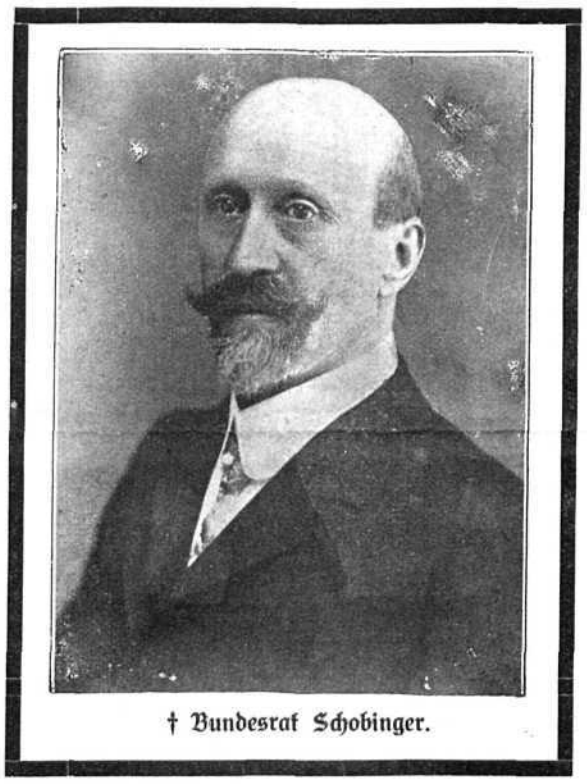


Der Sarg mit dem Ehrengeleite der Luzerner Kantonsregierung.

† Bundesrat Joseph Anton Schobinger

Dem, am 26. November verstorbenen Magistraten hielt der Alterspräsident des Nationalrates, der Zürcher Abegg, folgenden prächtigen Nachruf:

Joseph Anton Schobinger wurde am 30. Januar 1849 in Luzern geboren; nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt besucht hatte, kam er nach Zürich, um sich hier am Polytechnikum als Architekt auszubilden. Nach einigen Jahren kehrte er nach Luzern zurück und war nun in seinem Berufe tätig. Gar bald entdeckten seine Mitbürger die Arbeitskraft und Tüchtigkeit des jungen Mannes; im Alter von 23 Jahren wurde er in den Kantonsrat und zwei Jahre später in den Regierungsrat gewählt und in dieser Stellung verblieb er 34 Jahre lang. Er entfaltete eine reiche Wirksamkeit und griff überall kräftig ein, wo es galt, einem gesunden Fortschritte die Wege zu ebnen. Die Anerkennung blieb nicht aus und nach dem Weggange des Herrn Zemp beriefen seine Gesinnungsgenossen Schobinger zu ihrem Führer. In den Nationalrat trat er im September 1888 ein als Nachfolger des Herrn Segesser. Alle Mitglieder des Nationalrates schätzten den überaus tüchtigen und fleißigen Kollegen; im Jahre 1904 wurde ihm die Ehre zuteil, als Präsident zu walten, und wir erinnern uns gerne seiner gewandten Leitung der Verhandlungen. Am 17. Juni 1908 erfolgte seine Wahl in den Bundesrat; in dieser Stellung leitete er nacheinander die Departemente der Justiz und Polizei, des Handels, der Industrie und Landwirtschaft, dann der Finanzen und des Zollwesens und endlich das Departement des Innern. Mit Leichtigkeit fand er sich in der eidgenössischen Verwaltung zurecht, und in den verschiedenen Zweigen, die er zu leiten hatte, war er bald zu Hause. Arbeitslust war ihm in hohem Grade eigen und seine Mitarbeiter und Untergebenen zollen seiner Gradheit und Rechtlichkeit alle Anerkennung. Das Departement des Innern entsprach seinen Neigungen besonders, hier fühlte er sich wohl zu Hause. Noch im letzten Sommer begegneten wir ihm in der Gebirgswelt Graubündens. Rüstig führte er bedeutende Fußtouren aus, die der Geschäftskreis seines Departements als notwendig erscheinen ließ. Als er in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt war, nahm ihn die Ausarbeitung einer Vorlage für Bekämpfung der Tuberkulose in Anspruch. Zur besondern Freude gereichte es ihm, den projektierten Ausbau der Technischen Hochschule (Polytechnikum) in die Wege zu leiten. Gerne hätte er diese Vorlage in den eidgenössischen Räten vertreten, es hat nicht sollen sein. Vor 35 Jahren hatte Schobinger seine Fachbildung, das Fundament seiner spätern Wirksamkeit, am Polytechnikum geholt, und wenn er noch vor kurzem in seiner hohen Stellung die alten Räume des Semperschen Gebäudes wieder durchschritt, so erinnerte er sich gerne der sonnigen, frohen Jugendzeit, die ihm als Polytechniker beschieden war. Nun ruht der fleißige, unermüdliche Arbeiter von den Mühen des Lebens aus.



† Bundesrat Schobinger.

Den Worten, die er bei seiner Wahl in den Bundesrat an die Bundesversammlung richtete: „Es werde des Vaterlandes Ehre und Wohlfahrt der einzige Leitstern seines Handelns sein", ist er unentwegt treu geblieben. Er ruhe in Frieden!

* * *

Die Leichenfeier für Bundesrat Schobinger in Bern

fand am 29. November statt, nach den, vom verblichenen Magistraten gewünschten einfachen Anordnungen. Die Reihenfolge der Behörden im Leichenzuge war folgende: Bundesrat, Kanzlei und die beiden Vizekanzler, diplomatisches Korps und Konsuln, Direktoren der internationalen Bureaux, Bundesgericht und Bundesanwaltschaft, Abordnungen der gesetzgebenden Räte und Mitglieder der Bundesversammlungen, Abordnungen der Kantone, Generaldirektoren der Bundesbahnen und der Nationalbank. Abordnungen des Gemeinderates, des Stadtrates und des Bürgerrates, Beamte des Departements des Innern und der übrigen Departemente. Uebrige Teilnehmer. Sämtliche Beamte der Bundesverwaltung waren eingeladen, an der Leichenfeier teilzunehmen.

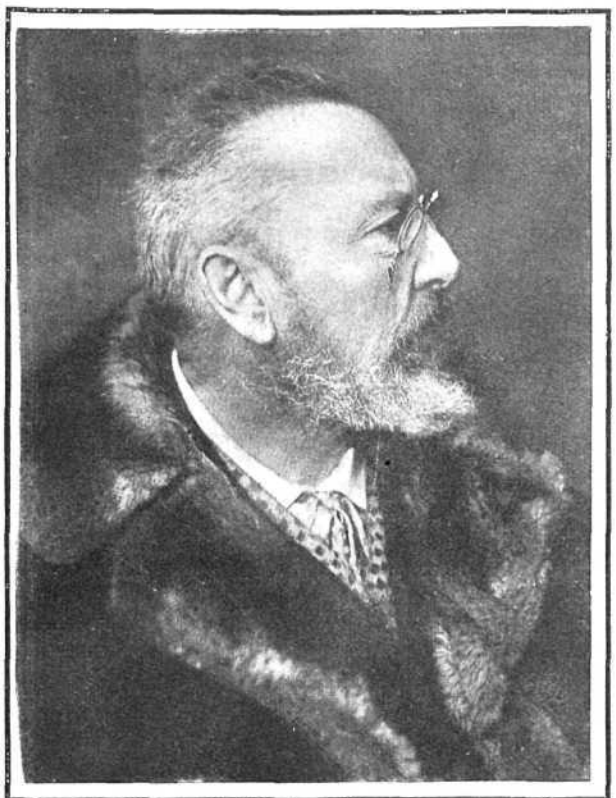
* * *

Ebenso stark wie an der offiziellen Leichenfeier in Bern beteiligte sich in Luzern die Bevölkerung an den Beerdigungsfeierlichkeiten in der Hofkirche, an welcher vom Bundesrat Präsident Ruchet, Vizepräsident Forrer und Kanzler Schatzmann abgeordnet waren. Nach dem vom Stadtpfarrer Amberg zelebrierten Requiem fand die Beisetzung in einem Familiengrabe der Schobinger statt, in den Hallengräbern, wo die v. Segesser, v. Schumacher, Pfyffer, Coraggioni und so viele andere berühmten Luzerner Geschlechter ihren Angehörigen die letzte Ruhestätte bereitet haben. Der Beerdigung folgte ein Psalmgesang von Zöglingen des Priesterseminars. Still nahmen die eidgenössischen und kantonalen Delegationen und die gesamte Bevölkerung Abschied von dem Toten. Wundervolle Kränze schmücken nun die einfache steinerne Grabesplatte.

Nach dem ausdrücklichen Wunsche des Verstorbenen wurden keine offiziellen Reden gehalten. Dagegen fanden die Vertreter des Bundesrates und der Bundesversammlung, denen der Regierungsrat im Hotel „National" einen Lunch offerierte, Gelegenheit, ihrer Hochschätzung für den verstorbenen Kollegen mündlich noch besondern Ausdruck zu geben. Schultheiß Steinmann dankte den Behörden des Bundes und der Kantone für ihre unserm Mitbürger und damit seiner engern Heimat entgegengebrachte Sympathie und gedachte zugleich der hervorragenden Eigenschaften und Verdienste des Staatsmannes Schobinger, namentlich um den Kanton Luzern. Bundespräsident Ruchet und Nationalratspräsident Kuntschen sprachen in ebenso herzlichen Worten von der Verehrung, deren sich Bundesrat Schobinger dank seiner Arbeitsfreudigkeit, seiner Toleranz gegenüber Andersdenkenden und seiner Gentlemannatur in seinem kurzen Wirkungskreis in Bern erfreute.



Die bundesrätliche Abordnung im Leichenzuge, von links nach rechts:
Forrer Ruchet Deucher Comtesse Müller Hoffmann Schatzmann (Bundeskanzler)



† Dr. J. B. Widmann,
der bekannteste schweiz. Schriftsteller der Gegenwart, gestorben am 6. November in Bern.

† Dr. J. B. Widmann,

bekanntester schweizerischer Schriftsteller der Neuzeit und seit dem Jahre 1880 Feuilleton-Redakteur am „Bund", war im Jahre 1842 geboren. Seine Jugendzeit verlebte Widmann in Liestal, welch heimeligem Orte er zeitlebens ein liebevolles Andenken bewahrte. Nach vollendetem Theologie-Studium, welches er auf Wunsch seines in Liestal als Pfarrer amtenden Vaters ergriffen hatte, übernahm der Verblichene kurze Zeit eine Vikarstelle im Kanton Thurgau. Von 1868 bis 1880 bekleidete er das Amt eines Direktors der Mädchenschule in Bern, worauf seine Berufung an den „Bund" erfolgte. Nebenbei war Widmann als Schriftsteller tätig und zwar in überaus fruchtbarer Weise. Die Zahl seiner Werke ist groß und allgemein bekannt. In den Dichtungen „Maikäfer-Komödie" und „Der Heilige und di Tiere" hat des Dichters Empfinden den reinsten Ausdruck und die höchste dichterische Kraft gefunden. Im September d. J. erkrankte Widmann. Eine Kur in Gunten am Thunersee brachte nicht den gewünschten Erfolg. Da trat noch eine schwere Lungen-Entzündung hinzu, die den sonst so kräftigen, greisen Dichter rasch dahinraffte. — Die Leichenfeier war eine überaus großartige. Vor dem Wohnhaus des Verstorbenen am kleinen Muristalden sammelte sich am Donnerstag den 9. November das zahlreiche Geleite, unter welchem sich unter anderen auch Bundesrat Müller als Vertreter des Bundesrates sowie Vertreter der Berner Regierung, des Berner Stadtrates, der Universität, des Schweizer. Preßvereins usw. befanden.



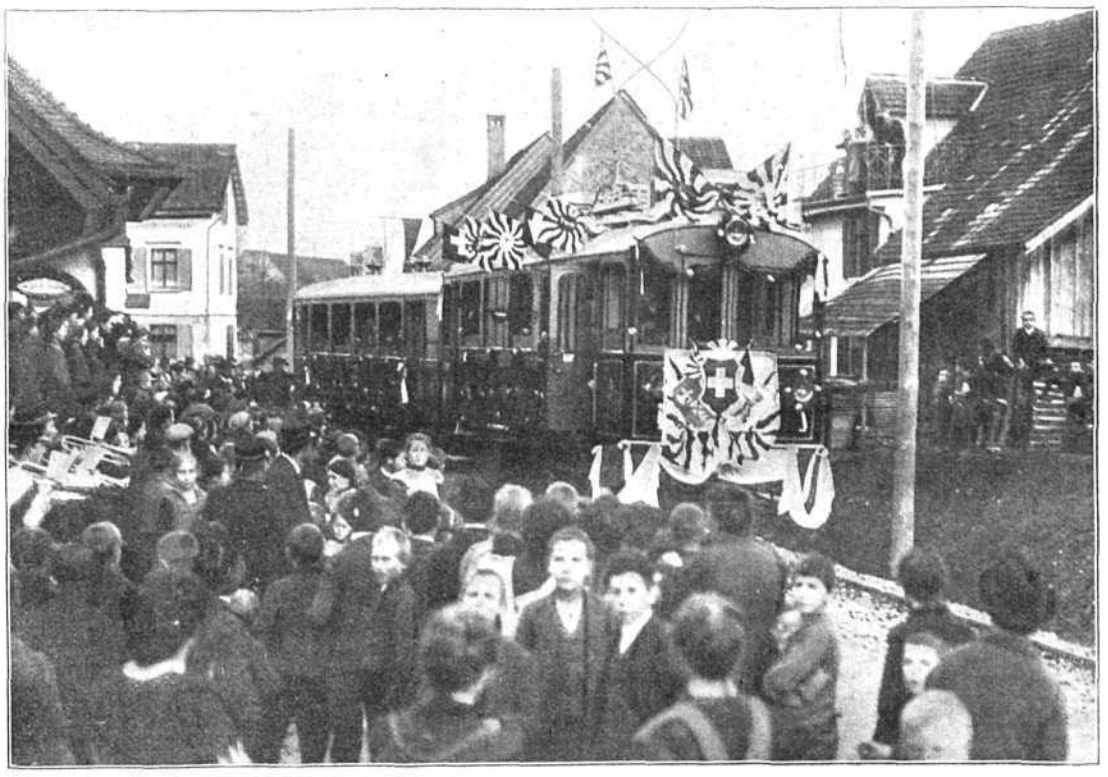
Mr. Beau,
der neue französische Botschafter der Eidgenossenschaft in Bern. Derselbe macht einen vorzüglichen Eindruck. Ein feiner Diplomat, der unter anderem früher in Madrid der französischen Republik seine Dienste leistete. Mr. Beau wird die guten Beziehungen, die zwischen beiden Ländern herrschen, zu wahren wissen.

Von der neuen elektrischen Straßenbahn Altstätten-Gais

Am 17. November ist ein alter Wunsch zur Verwirklichung gelangt; denn seit Jahrzehnten schon studierte man die Frage, wie das Appenzellerland mit dem benachbarten Rheintal verbunden werden könnte, bezw. wie eine Verbindung der Bundesbahnen im Rheintal mit den Schmalspurbahnen im Appenzellerlande möglich sei. Die Finanzfrage spielte auch hier eine wichtige Rolle und nur der energischen und zielbewußten Arbeit des Initiativkomitees ist es zu verdanken, daß auch diese in befriedigender Weise gelöst werden konnte.

Schon geraume Zeit ist die Bahn fertig erstellt; ihre Betriebseröffnung konnte aber nicht stattfinden, weil die Bremsvorrichtung nicht die nötige Garantie bot. Diese aber ist bei einer Zahnradbahn von bisweilen 16 % Steigung unbedingt notwendig. Auf eine Länge von etwas über 9 Kilometer überwindet sie eine Höhendifferenz von 541 Metern.

Und nun die Eröffnungsfeier vom 17. November, die einen begeisterten Verlauf nahm und über die nachstehend in Kürze berichtet werden soll. Es wohnten derselben nur eingeladene Gäste bei.



Einweihung der Straßenbahn Altstätten-Gais.

Der erste offizielle Akt spielte sich im Saale zum „Landhaus" in Altstätten ab und wurde eingeleitet durch ein von gegen 100 Personen besuchtes erstes Festbankett. Als erster Redner ergriff der Präsident des Verwaltungsrates der neuen Bahn, Gemeindeammann Segmüller in Altstätten, das Wort. Es folgten als st. gallische Redner Reg.-Rat Meßmer, Gerber Pletscher und Erziehungsrat Biroll. Namens der Regierung von Appenzell A.-Rh. sprach Hr. Tobler, als Vertreter des Rheintals Kantonsrat Rohner von Altstätten. Zum Schluß folgte der Innerrhödler Ratsherr Dr. Hildebrand.

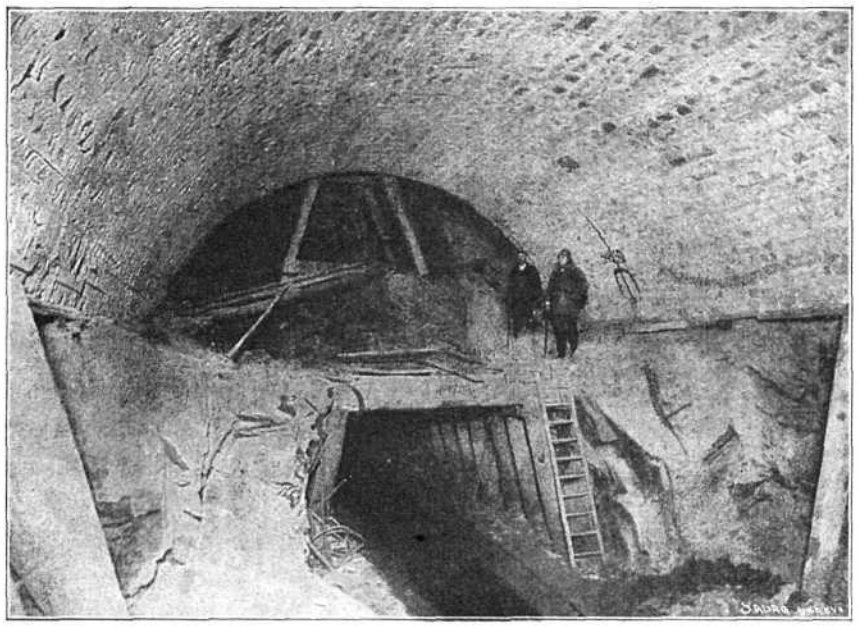
Eine Festfahrt über den historischen Stoß führte die Schar der Gäste nach Altstätten, der schmucken Zentrale des Rheintales, hinunter. Es war eine wunderbare Fahrt auf dieser neuen Bahn, ein hohes Lied auf die Schönheit der Ostschweiz, wie sich ein Festteilnehmer poetisch ausdrückte.

Der letzte offizielle Festakt fand in einem Bänkett in der Krone in Gais seinen Abschluß, wo begreiflich der Redestrom unaufhaltsam floß.

Vom Bankett tragen wir folgendes nach: Der köstliche, von brillantem Humor sprudelnde und geistreich-satirische Toast des Herrn Pfarrer Giger, ein ausgesprochenes Kabinettsstück dieser Art, fand begeisterten Beifall, worauf die treffliche Musikgesellschaft Gais sich mit einem tadellos vorgetragenen Musikstück vorstellte. Nationalrat O. Weber sprach als Präsident der st. gallischen staatswirtschaftlichen Kommission, welche schon in ihrem neuesten Berichte an den Großen Rat auf die Bedeutung der neuen Bahn hingewiesen habe. Redakteur E. Buomberger als einzig anwesender städtischer Kantonsrat entbot die Grüße der Stadt St. Gallen. Zeugherr Moser sprach in Kürze für die Standeskommission von Appenzell J.-Rh. Herr Moser, Direktor der Straßenbahn Altstätten-Berneck, gab einige köstliche Bildchen aus der Bauzeit der Bahn zum besten. Herr Biroll würdigte die musikalischen Genüsse des Tages.

Noch sprach Red. Schöbi, der auf die „heruntergekommenen" Appenzeller — nämlich diejenigen, die nach dem Rheintal heruntergekommen sind und noch herundererkommen werden — toastierte. Von der Stoß-Zentenarfeier her stammt ein gelungener Vers des Pfarrherrn von Gais:

Mer z' Gäs, mä wäst's,
Mer werchid gern ond husid gern,
Ond tönd nüd ungern singe;
Ond wenn diä Fester öberä send,
So hemmer's wieder ringe!

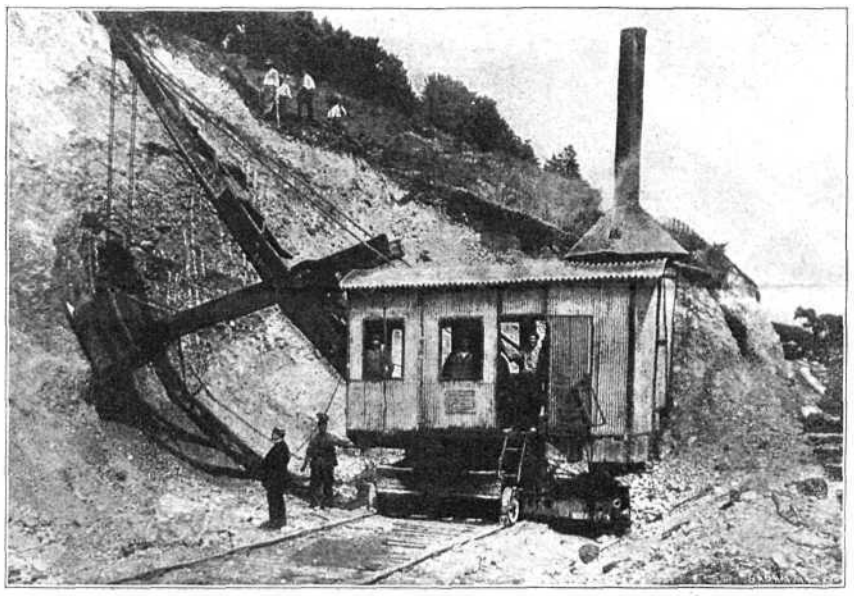


Im Mont-d'Or-Tunnel. Basis- und Giebel-Galerie. — Gemauertes Gewölbe. — Wandpfeiler im Abschlag.

Vom Mont-d'Or-Tunnel

Dieser Tunnel dient einer neuen, die Schweiz bei Vallorbe (Waadt) mit Frankreich verbindenden Verkehrslinie.

Wir bringen nebenstehend vier wohlgetroffene Aufnahmen, nämlich die Basis- und Firstgalerien, mit gemauertem Gewölbe und den Grundpfeilern. Weiter sehen wir die große Abhubschaufel, um den Einschnitt für die Bundesbahnen bei Vallorbe zu vollenden. Im dritten Bild sehen wir die Südseite bei Vallorbe, wo die Galerien ausmünden. Im Vierten endlich das Druckwerk mit den Kompressoren, in geräumiger heller Saalräumlichkeit.



Im Mont-d'Or-Tunnel. Die Dampfschaufel. — Der Durchstich der SBB. in Vallorbe.

Eine große Tätigkeit herrscht über allen Werkstätten des Mont-d'Or-Tunnels; die äußeren Arbeiten, begünstigt durch die milden Herbsttage, rücken rapid vorwärts und können, Ereignisse höherer Macht ausgenommen, noch vor der harten Jahreszeit beendigt werden.

Alle Hilfsinstallationen sind beendigt und funktionieren zu ganzer Zufriedenheit aller: Bäder und Douchen, ebenso ein Spital, welches allen Anforderungen der Hygiene und ärztlicher Pflege entspricht. Zwei große Gebäude dienen zur Unterkunft zahlreicher Arbeiter und ihrer Familien; ein drittes ist im Bau begriffen, denn es wurde der Wohnungsnot in Vallorbe wegen nötig. Die Wohnungen in dieser Ortschaft sind nicht bloß rar, sondern auch teuer.

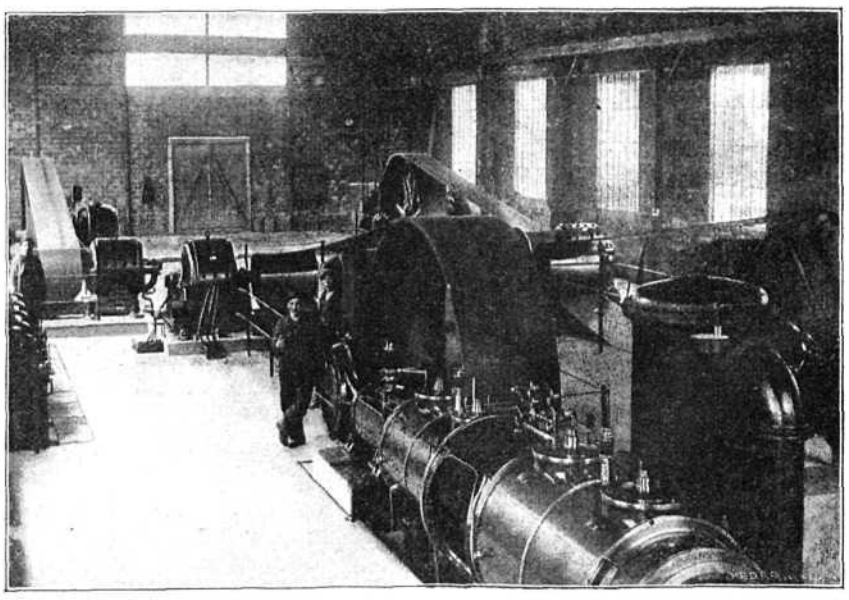
Die Unternehmer, Gebrüder Fougerolle, sind vor keiner Ausgabe zurückgeschreckt, um ihren Arbeitern eine Existenz zu verschaffen, wie solche unter ähnlichen Umständen möglich ist.

Mehr als 900 Arbeiter sind auf der Südseite bei Vallorbe beschäftigt, sei es bei den äußern Arbeiten, sei es im Tunnel; das Vorrücken der Basisgalerie verfolgt seinen normalen Weg, 5.80 bis 6 Meter Mittel täglich.

Am 19. Oktober erreichte die Bohrung eine Tiefe von 1565 Meter. Von 1413 Meter an ist man auf harten Sandstein, mit Mergel vermischt, gestoßen. Dieses Gestein ist viel günstiger und bietet eine größere Sicherheit als oxforder Mergel, welchen man zwischen 0,611 und 1,330 Kilometern angetroffen hat.

Dieser Mergel ist dauerhaft und kompakt, aber auffaugend und anschwellend bei Luftzutritt, benötigt eine komplette und sehr solide Verschalung der Fortschrittsgalerie, um Einstürze zu vermeiden, das über den Köpfen der Arbeiter schwebende Damoklesschwert.

Mehrere eiserne oder gipshaltige Quellen mit Trinkwasser sind angetroffen und in Kanäle geleitet worden beim Tunnelausgang; ihr Vertrieb beträgt ca. 2000 Liter. Diese Aufklärungen betreffen die Südseite bei Vallorbe, die Arbeiten auf der Nordseite bei Longe-Villes (Frankreich) sind viel weniger vorgerückt, weil sie später in Angriff genommen werden.



Im Mont-d'Or-Tunnel. Südseite bei Vallorbes. — Ausmündung der Basis- und Giebelgalerie.

Sein Gästebuch

Mein Freund Eduard hat wie jeder Junggeselle seine Schrullen. Er hat mancherlei Schrullen; seine größte aber ist sein schön in Maroquinleder gebundenes „Gästebuch". Dahinein muß sich jeder Gast, der in seiner Villa einkehrt, verewigen, und nach dem Wert der Eintragungen taxiert Eduard seine Besucher. Weh dem, der sich mit irgend einem trivialen Vers loskaufen will! Da ich auf Eduards Ideen etwas einging, bekam ich einmal in vornehm angeregter Stimmung bei der dritten Flasche manches zu sehen und zu hören, was anderen Sterblichen verschlossen bleibt: „Weißt du", vertraute er sich mir kürzlich an, „ich möcht als Motto über mein Gästebuch schreiben: ‚Kaviar für Kenner!' Diese faden, hausbackenen Witze verbitte ich mir! Geist, Sprit, etwas Prickelndes, sei's in Prosa oder Poesie, das verlange ich als Dank von meinen Besuchern. Sieh, was man mir heute zu bieten gewagt hat". Und aus seinem Schreibpult holte er ein Blatt heraus mit folgendem Vers, der ja allerdings auch mir etwas trivial vorkam:

‚Durch die Wüste der Sahara
Ging der Peter mit der Klara;
Er war abends ganz benebelt,
Und sie hat ihn dann vermöbelt —"

„Und das — mir —! Ich hab's rausgerissen; der Kerl hat heut zum letztenmal mein Haus gesehen!"

Wie kindlich froh konnte Eduard aber sein, wenn ihm jemand irgend etwas Originelles hineingedichtet oder gar gezeichnet hatte, dann jubelte er. Einen geheimen Wunsch hat Eduard mir einmal in stiller Stunde anvertraut: „Nun hätte ich gar zu gerne, daß einer mir einmal Noten hineinmalte!" Und auch der Wunsch wurde ihm erfüllt. Er hatte, wie er das mit Vorliebe tat einem Besuch, von dem er etwas besonderes erwartete, sein Gästebuch gar nicht gezeigt, sondern später nachgeschickt, damit der wirklich in Ruhe und ungestört seine Widmung abfassen könne. Welche Freude! Noten, richtige Noten kamen zurück. Und jetzt versuchte Eduard (der Neid mußte es ihm lassen, daß er nicht musikalisch war), die Noten zu singen. Es ging nicht und wollte nicht gehen. Ich kam grad rüber zu ihm, wie er am Probieren war. „Lumpenhund!" hört ich ihn noch schimpfen. „Wer denn?" „Du nicht, aber der Komponist! Macht mir da der General, der mich vorige Woche besuchte, die riesige Freude und malt mir Noten in mein Buch, und jetzt kann ich sie nicht singen! Fünf Kreuzchen stehen davor.

Hilf mal!" Wir begaben uns dann ans Raten, pardon, ans Pfeifen. „Das ist klar", sagte ich: „Andre Städtchen, andere Mädchen —" „Was? Nein: Muß i denn, muß i denn —" „Fuchs, du hast die Gans gestohlen" wirds doch nicht etwa sein?" Wir haben noch lange gepfiffen, sogar Kirchenlieder geraten, es half alles nichts. Auf eine Anfrage stellte sich dann schließlich heraus, das es das Leitmotiv einer Oper war, in der sich zwei Leute zum erstenmal kennen gelernt und Freundschaft geschlossen hatten. Sie war, glaube ich, von Wagner; aber wir kannten sie beide nicht. Man kann schließlich nicht alles kennen! Aber nun der Clou der Sammlung.

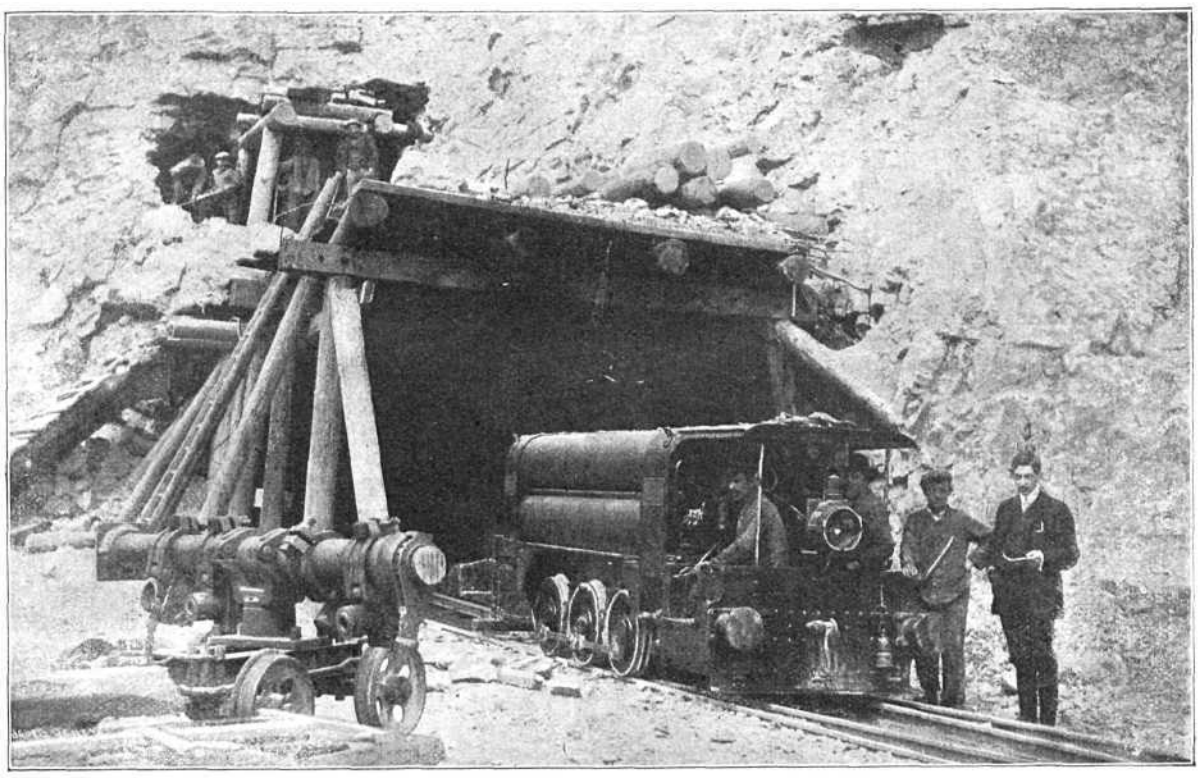
Eines Morgens höre ich, bei meinem Freude sei eingebrochen worden. Ich sofort hin. An der Tür empfängt mich Eduard mit strahlendem Gesicht und ruft mir schon von weitem zu: „Die haben sich in mein Gästebuch eingetragen, denk dir das Glück!" Daß ihm die Spitzbuben 150 Fr. gestohlen, einige Flaschen Wein und die allerbesten Zigarren mitgenommen hatten, war Nebensache. Die Sache machte Eduard soviel Vergnügen, daß er die Gauner, selbst wenn er sie gekannt, nicht angezeigt hätte. Und nun die Eintragung! Alles, was recht ist: Sauber geschrieben wars und auch ohne orthographische Fehler, und eine gewisse Pointe war nicht zu verkennen. Der erste schrieb:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

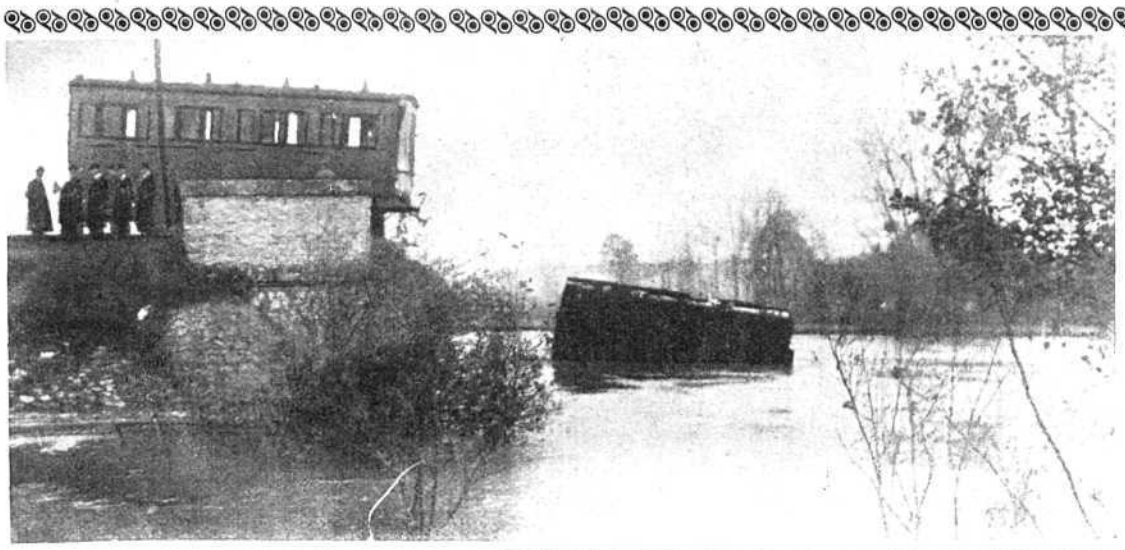
Es erscheint mir unangebracht, aus Ihrem Hause ohne ein Wort des Dankes zu scheiden. Ich darf Ihnen versichern, daß ich mit meinem ersten Aufenthalt in Ihrem gastlichen Heime recht zufrieden war. Die stille, ungestörte Ruhe hat mir wohl getan. Selten habe ich mich so ganz meinen Berufsgeschäften hingeben können. Ich scheide mit dem frohen Bewußtsein, einige recht gewinnbringende Stunden in Ihrem idyllisch gelegenen Schlößchen verlebt zu haben. Verzeihen Sie gütigst, daß meine Bescheidenheit es mir nicht gestattet, mit vollem Namen zu zeichnen. Wenn Sie sich aber nur ein wenig mit der Schriftdeutung befaßt haben, werden Sie finden, daß Sie keinen unwürdigen Gast beherbergt haben. A rivederci!"

Der andere hatte sich kürzer gefaßt: „Wein, Bier und Kognak waren gut; der Schinken nach meinem Geschmack etwas zu fett. Ich möchte freundlichst bitten, in Zukunft darauf Rücksicht zu nehmen. Ich versage Ihnen im übrigen keineswegs meine Anerkennung für Ihr ebenso geschmackvoll wie gemütlich eingerichtetes Studierzimmer und scheide mit einem Gefühl des Neides, das nur durch die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen gemildert wird."

Von jetzt an war Eduard verändert. So verschlossen er früher war, jetzt zeigte er aller Welt sein Gästebuch: „Schauen Sie nur hier die beiden Einbrecher! Interessante Schriftzüge; Inhalt gar nicht übel; sowas Originelles hat selten einer!" Vor allen Dingen kam die Geschichte ins Stadtblatt. Vier Wochen drauf hatten wir wieder Einbruch. Der Geldschrank hatte dran glauben müssen und war um einige 1000 Fr. erleichtert worden. Das Gästebuch war nicht gestohlen worden, hatte aber neue Eintragungen bekommen. Hier die beste: „Duh piß ein aldes Schaf ein andermahl legt dasf gäld auf dem tisch un tas puch in Schrang dan han wir nich so fil arpeid. Josep."



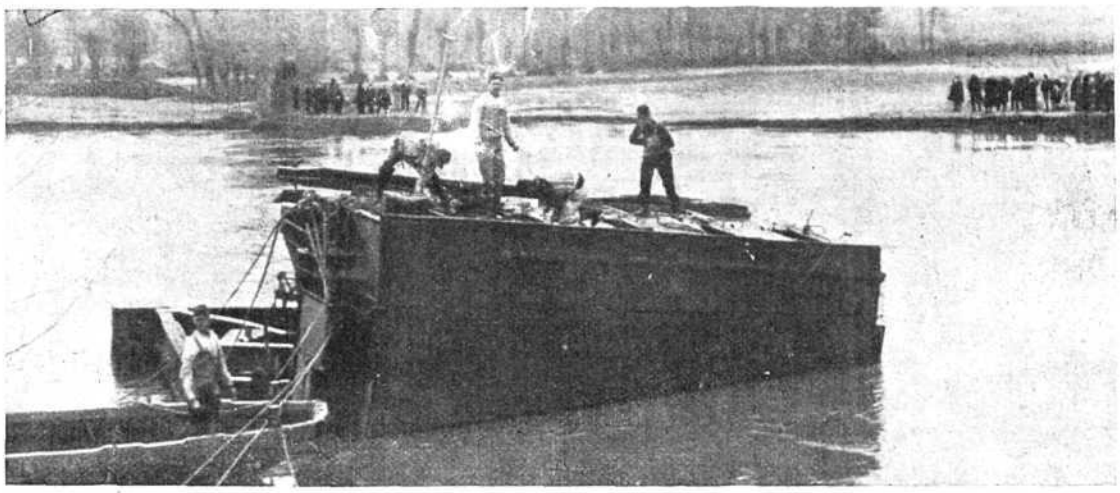
Im Mont-d'Or-Tunnel. Vallorbe-Seite. — Kompressionswerke; allgemeine Uebersicht der Kompressoren. (Zum Artikel auf Seite 4).



Vom Eisenbahnunglück in Montreuil

Dieses entsetzliche Unglück ist einer unverantwortlich gleichgültigen Brückenverwaltung zuzuschreiben, welche die Reparaturen der längst umbaubedürftigen Brücke leichtsinnigerweise hinauszog. Vor Jahren schon hatte eine Inspektion der Brücke Baufälligkeit ergeben und ein Bericht forderte ungesäumtes Einschreiten. Es geschah aber seitens der Bahnbehörden nichts. Nun geschah das längst vorausgesagte Unglück: Die Einsturzkatastrophe. Ein vollbesetzter Eisenbahnzug stürzte samt der Brücke in den Fluß Houet ein; wie unser Bild zeigt, ist ein einziger Wagen dem traurigen Geschick der andern entgangen und auf dem Damm stehen geblieben. Eine Kompagnie Pioniere aus Angers hat, wie unser Bild zeigt, eine große Barke bis an die im Wasser versunkenen Wagen gebracht und die auf dem Deck des, aus dem Wasser ragenden Waggons harrende zwölf Schiffbrüchigen aus ihrer schwierigen Lage befreit. Die Zahl der Ertrunkenen belief sich gegen 50, in einem der versunkenen Waggons allein befanden sich 25 Reservisten. Auch 7 Beamte des Personals haben den Tod durch Ertrinken gefunden. Am Nachmittag des Unglückstages wurden sieben Leichen miteinander aus dem Flusse gezogen. Das Rettungswerk dauerte mehrere Tage.

Der abgestürzte Zug war fast von lauter Militär besetzt, das vom Urlaub zurückkehrte.



Oberes Bild: Die Stelle an der die Brücke eingestürzt. — Unteres Bild: Rettung Verunglückter aus einem ins Wasser gestürzten Eisenbahnwagen.



Ansichtspostkarten, wie sie in Italien zurzeit verkauft werden.

Italienische Annexionsgelüste

Als Kuriosum bringen wir nebenstehend eine Karte Italiens, auf welcher nicht bloß Tripolis in das italienische Gebiet einbezogen ist, sondern auch noch unser schweizerischer Kanton Tessin. Das Königreich Italien reicht auf dieser Karte bis zu den Festungswällen des Gotthardmassivs, sodaß also — sofern es nach den Intentionen der Fabrikanten jener Karte gehen würde — unsere Fratelli ticinesi künftig vom Joche der Mutter Helvetia erlöst und unter der Trikolore Italiens Waffendienst tun müßten. So schnell geht der italienische Eroberungsfeldzug nicht vor sich, wiewohl auch die zweite, kleinere Ansichtskarte die italienische Fahne über Tripolitanien flattern läßt.

Hören wir, welch' neue Fortschritte die italienischen Truppen vor Tripolis Ende letzter Woche machten. Eine Stefani-Depesche vom Samstag, 2. Dezember, meldete: Gestern Vormittag gingen ein Bataillon des 52. Infanterie-Regiments, ein Alpenjägerbataillon, ein Bataillon Bersaglieri und die 2. Pionierkompagnie vom rechten Flügel der italienischen Ostfront aus vor, um eine Frontlinie in der Richtung auf das kleine Fort Sidi Meßri vorzuschieben. Gegenüber standen beträchtliche Abteilungen türkischer Linientruppen und Araber. Nach hinreichender Beschießung der feindlichen Stellung durch das Feuer der Infanterie und der Gebirgsbatterien, rückten die Truppen zum Angriff vor und nahmen die bezeichnete Stellung mit dem Bajonett. Die Artillerie verfolgte den in Unordnung sich zurückziehenden Feind mit ihrem Feuer. Der Angriff wurde durch die bei dem Fort Meßri aufgestellte Artillerie unterstützt, welche die südlich stehende feindliche Feldbatterie niederkämpfte, ebenso durch den Vorstoß anderer von Henni aus gegen die Flanke der Gegner vorgehenden Truppenteile. Nach der Besetzung der bezeichneten Stellung bei Meßri begannen Infanterieabteilungen und Pioniere sofort sie zu verstärken und das Schußfeld freizumachen. Die Verluste der Italiener betragen acht Tote und siebzehn Verwundete; die der Gegner konnten nicht genau festgestellt werden, müssen aber sehr erheblich gewesen sein. Am Nachmittag verfeuerte der „Carlo Alberto" auf eine Abteilung von etwa 100 Arabern zwei Granaten mit großer Sprengladung. Beide Geschosse trafen so genau, daß die Araber in einer Staubwolke verschwanden. Durch einen Flieger wurde heute Vormittag festgestellt, daß die Gegend bei Zanzur fast und die Straße nach Azizia gänzlich frei vom Feinde ist.



Ansichtspostkarte des italienischen Gebietes samt Tripolis und dem Kanton Tessin.

Wurde von den Erstellern der Karte nachträglich aus dem Verkehr zurückgezogen.

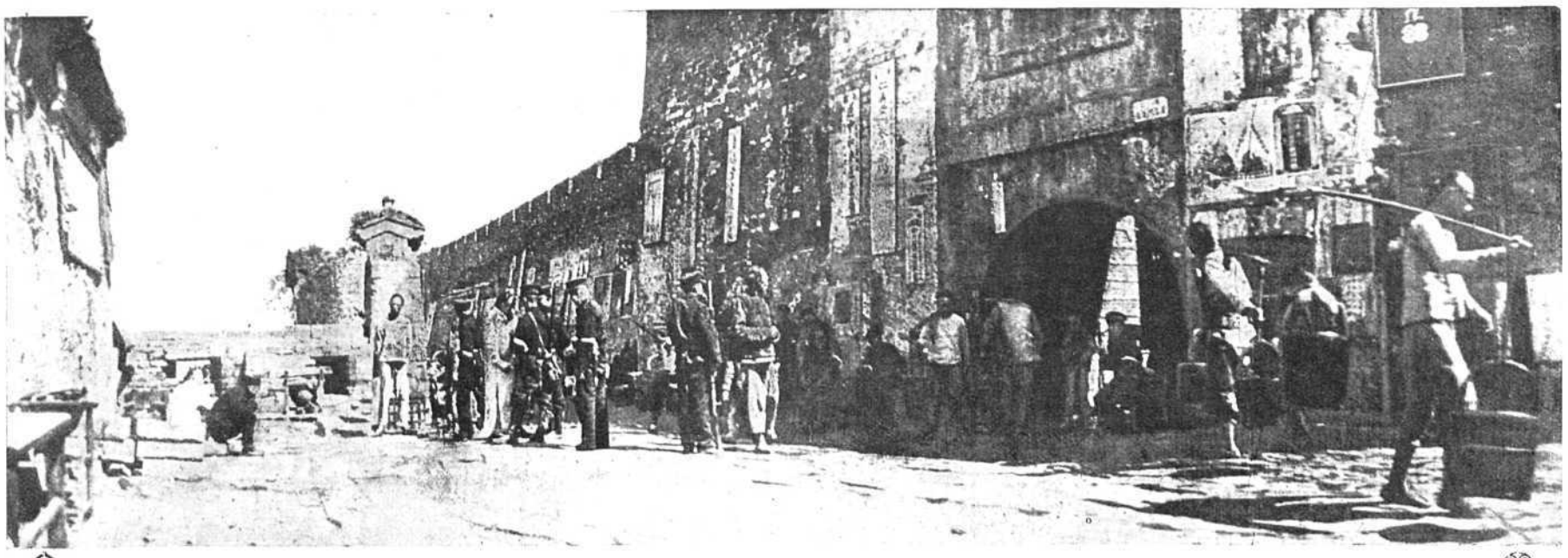
Zur Revolution in China

Unser Bild zeigt die Foltern, wie sie an Rebellen ausgeübt wurden. Zurzeit haben diese die Kaiserlichen in mehreren Treffen besiegt. — Die Stadt Nanking ist durch die Rebellen genommen worden. Die Bevölkerung hat die siegreichen Rebellen als Befreier begrüßt.

Nach diesen Niederlagen verfügen die Kaiserlichen vor Hankau, Hanjang und Wutschang über 20,000 Mann regulärer Truppen, ferner über 10,000 Mann, die die Eisenbahnverbindung mit Peking zu schützen haben. Nach der Ermordung des Generals Wulutschen hat ein Teil der 6. Division, die die Eisenbahnverbindung aufrecht zu erhalten hatte, gemeutert und dann gemeinschaftliche Sache mit der im Aufstand befindlichen 22. Division aus Schansi gemacht. Dieser Division ist daher ein Teil treu gebliebener kaiserlicher Truppen beigegeben worden, um sie in Ordnung zu halten. Im ganzen verfügen die Kaiserlichen über 35,000 Mann von denen 20,000 vor Wutschang stehen. Yuanschikai ist außerdem noch Herr über die kaiserliche Mandschugarde und weitere 13,000 Mann. Die Republikaner ihrerseits haben eine gemischte Brigade von 14,000 Mann, wozu noch 5000 Soldaten aus Hunan kommen und 5000 Rekruten, die bei Ausbruch der Revolution ausgehoben worden sind.



Folterung von Aufständischen auf einem öffentlichen Platze in Tientsin.



Das Hunjang-Tor in Wutschang mit den revolutionären Truppen, die es besetzten und hier viele fliehende Mandschus niedermetzelten.

Von der Revolution in China

berichtet ein Brief vom 9. November aus Kanton folgendes:

Heute wurde Kanton, respektive die Provinzen Kwangtung und Kwangsi, als unabhängig erklärt und die Republik proklamiert. Kanton ist ruhig und wir Europäer befinden uns durchaus in Sicherheit. In der letzten Woche, als die Vertreter der Reformisten schon mit den Behörden hier verhandelten, hatte sich eine Insurgentenarmee um Kanton versammelt, und der heutige Tag war zum Angriff auf die Stadt bestimmt, falls sie nicht schon vorher übergeben werden sollte. Noch gestern fanden mehrere stark besuchte Versammlungen statt, zu denen der Vizekönig seine Bevollmächtigten geschickt hatte. Im Verlaufe des Tages erließ dieser eine Proklamation, in der die Bevölkerung ersucht wurde, ruhig zu verbleiben, mit dem Hinweise darauf, daß eine Einigung bevorstehe; am Abend erklärte sich der Vizekönig Tschang Min Tschi bereit, die Geschäfte der Provinz dem neuen republikanischen Gouvernement zu übergeben, sobald ein Präsident gewählt wäre. Noch in der Nacht begab sich Tschang Min Tschi auf das englische Kriegsschiff „Handy" und verließ heute früh um 7 Uhr Kanton, nachdem er zuvor noch die Annahme der Präsidentschaft abgeschlagen hatte. Heute Mittag um 12 Uhr wurde nun auf allen Regierungs- und Verwaltungsgebäuden, auf allen chinesischen Kriegsschiffen und dem Admiralitätsgebäude, sowie von Privat- und Geschäftsleuten die republikanische Flagge gehißt. Eine Motorboot-Fahrt durch den Hafen und den Kai entlang bot ein bewegtes und buntes Bild, die öffentlichen Gebäude und Kriegsschiffe hatten Flaggenschmuck angelegt und in allen Teilen der Stadt wie auf den Schiffen wurde die Republik durch Feuerwerk und Salutschießen begrüßt. Die Begeisterung der Bevölkerung kennt kaum Grenzen und das Lied über die endlich errungene Freiheit wird in allen Tonarten gesungen. Es ist zu wünschen, daß die Freude des Volkes gerechtfertigt werde und vor allem die Steuerpolitik eine Aenderung erfahre. Die wirtschaftlichen Vorbedingungen der beiden Kwang-Provinzen sind die denkbar günstigsten. Bei vernünftiger Wirtschaft ist eine hohe Prosperität in jeder Beziehung mit Bestimmtheit zu erwarten. In den letzten Wochen war allerdings die geschäftliche Tätigkeit in Kanton zum Stillstand gekommen; ca. 70 Prozent aller Geschäfte und Läden wurden geschlossen und ca. 200,000 Einwohner haben Kanton verlassen. Da keinerlei Unruhen vorkamen und die politische Lage als geklärt betrachtet wird, steht zu hoffen, daß die Geschäfte sich wieder öffnen und daß in kurzer Zeit das bekannte sehr geschäftige Treiben und Leben wieder bemerkbar wird, vor allem, daß die Handelsbeziehungen zwischen Fremden und Chinesen — die seit den April-Vorkommnissen sehr darniederlagen, wieder lebhaftere und gesündere werden.

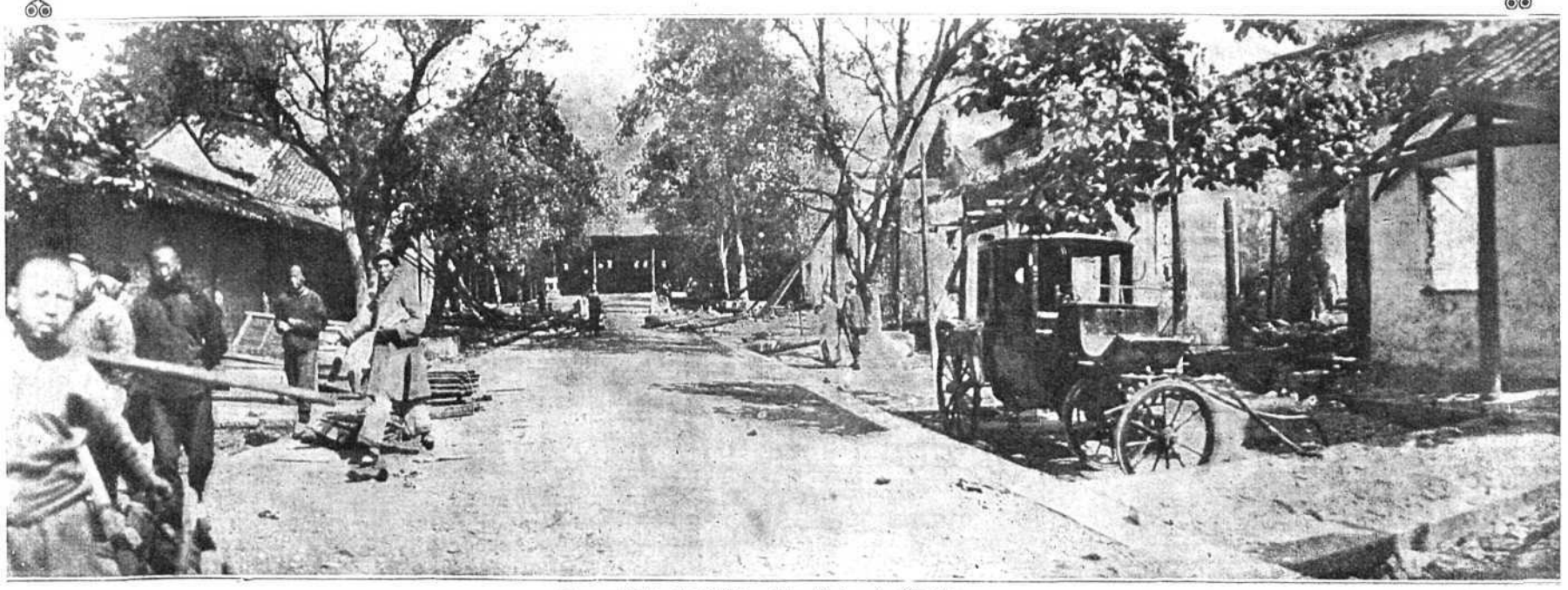


Der 6jährige Kaiser Pu-Yi von China, welcher samt der kaiserlichen Familie geflüchtet ist.

* * *

Später: 10. 11. Heute morgen ist der zukünftige Präsident der Republik „Wo Hon Man" hier gelandet, ob er nur vorübergehend oder für immer im Amte zu verbleiben hat, ist noch nicht entschieden und wird jedenfalls von seiner Geschicklichkeit abhängen. Schamien (die europäische Niederlassung) war letzte Nacht durch eine halbe Kompagnie Matrosen besetzt; auch war das Freiwilligenkorps einberufen. Der Grund war, daß verlautete, daß sämtliche Gefängnisse in der Stadt geöffnet und die Gefangenen freigelassen worden wären, dies hatte jedoch nur seine Richtigkeit für einen kleinen Teil der Gefangenen, die teilweise wegen Schulden und teilweise wegen kleineren Diebstählen interniert waren; aber die Nacht blieb ruhig. Schon gestern haben sich eine Menge Chinesen den Zopf abnehmen lassen, speziell die früheren Angestellten der Verwaltung; heute wollen alle Chinesen der besseren Stände diesem Beispiele folgen. Der Zopf wurde ihnen bekanntlich seiner Zeit von den Mandschus aufgezwungen zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit. Sie haben jetzt natürlich nichts eiligeres zu tun, als dieses Zeichen verschwinden zu lassen. Zweifelsohne macht aber ein Chinese eine weit bessere Figur als ohne.

Nach der Einnahme von Nanking durch die Revolutionäre sind von dort 3000 Mann Regierungstruppen mit der Bahn nach Schantung abgegangen. Rußland will 10,000 Mann in Charbin unterbringen.



Der zerstörte Palast des Vizekönigs in Wutschang.

Das Redaktionskind

Roman von Hanns von Zobeltitz

Nachdruck verboten

Erstes Kapitel.

Ob ich recht habe?! Ja, meine Herren, so sehen Sie doch nur hierher! Hier im Roman — es ist doch unerhört — da steht es: ‚Es ist eine Last zu leben! sagte Hermine mit lachenden Augen.' Eine Last zu leben! Mit lachenden Augen soll sie es gesagt haben, die blonde Hermine. Nein, meine Herren, so kann das wirklich nicht weitergehen." Herr Wolfgang Jürgeß, der Verleger der „Feierglocken", strich sich den blonden, schon von einigen Silbersträhnen durchfurchten Vollbart und ließ die scharfen, grauen Augen über die „Seinen" leuchten. Er saß, wie immer bei der wöchentlichen Konferenz, obenan am grün bezogenen Redaktionstisch, auf dem sich Bücher und Bildermappen türmten.

Rechts neben ihm hatte Karl Lüdenscheid, seit der Begründung des Blattes dessen leitender Redakteur, seinen Platz. Ein älterer Herr schon, mit glatt rasiertem, blassem Gesicht, in dem es jedesmal nervös zuckte, wenn der Verleger die temperamentvolle, etwas dröhnende Stimme ertönen ließ. Auch seine schmale, weiße Hand hatte dies nervöse Zucken, als er jetzt den goldenen Kneifer von dem Nasenrücken nahm.

„Wir werden den Druckfehlerkobold nicht aus der Welt schaffen, Herr Jürgeß", meinte er. „Der ist stärker als wir, dieser heimtückische Geselle".

„Weiß ich! Weiß ich! Aber ‚Last' für ‚Lust' ist doch etwas stark. Und hier, auf der nächsten Seite, fand ich zwei umgedrehte n! Zweimal u statt n! Sie haben doch sonst so scharfe, junge Augen, lieber Doktor Gotthardt, aber diesmal haben die auch versagt, als Sie die letzte ‚Revision' lasen."

Er hatte sich nach links gewendet, zu dem blonden Hünen, dem jüngsten Mitglied der Redaktion, Doktor Harro Gotthardt.

„Es scheint, Herr Jürgeß!" entgegnete er, vergnügt und unbekümmert lachend. „Auch der große Homer schläft bisweilen, wie es irgendwo so schön heißt. Uebrigens hat der verehrte Herr Kollege ganz recht. Gegen den Druckfehlerteufel ist kein Kraut gewachsen. Fehler sind eben dazu da, daß sie gemacht werden. Seit ich den alten Kaiser in einem mit zwei feurigen Trakehnern bespannten Einspänner durchs Brandenburger Tor fahren ließ, löfe ich nicht mehr gegen den Stachel. Man muß das Unvermeidliche mit Würde zu tragen wissen."

Er lachte wieder, und Jürgeß stimmte, halb wider Willen, ein. Dies fröhliche Lachen hatte etwas Unwiderstehliches.

„Also — tragen wir! Die geehrten Abonnenten müssen es halt auch ertragen. Aber ich werde, da ich gegen die Redaktion nicht aufkomme, nachher in der Druckerei als Donnergott erscheinen. Die Leute müssen auch besser aufpassen."

„Sehr richtig, Herr Jürgeß", erklärte der Chefredakteur. „Ueberhaupt die Druckerei. Welchen Aerger wir mit den Herren vom Setzkasten haben, das geht auf keine Kuhhaut. Bei der letzten Nummer fehlte wieder ‚Schrift', und wir erhielten den Romansatz erst in allerletzter Stunde, so daß wir der Autorin nicht einmal mehr Korrektur schicken konnten."

Der Verleger nickte nur. Er kannte diesen ewigen Kampf zwischen Redaktion und Druckerei und wußte, daß der nimmer aufhören würde. Höchstens kam es einmal zu einem Waffenstillstand.

„Ja", sagte er. „Aber wir sind eigentlich von unserm Thema abgekommen. Wieviel Spalten Roman sollen in die nächste Nummer?"

Der Chefredakteur setzte seinen Kneifer wieder auf und beugte sich über das Notizbuch. „Sechs Spalten."

„Wirklich, lieber Herr Kollege, das ist zu wenig", warf der blonde Hüne hastig ein. „Wir sollten unbedingt mehr geben. Der Roman ist und bleibt die Hauptsache, ist gleichsam das Rückgrat jeder Nummer. Ich halte es geradezu für einen Fehler, so wenig von ihm zu bringen."

Lüdenscheid sah etwas erstaunt zu dem jungen Mann hinüber, der ihm so keck in seine Dispositionen hineinsprach. Dann lächelte er ein wenig überlegen. „So habe ich in den ersten Jahren meiner redaktionellen Tätigkeit auch gedacht, bei der ‚Deutschen Heimat' — damals. Aber man lernt mit der Zeit. Geben wir mehr Roman, dann leidet die Vielseitigkeit der Nummer darunter."

Es entspann sich ein kleiner Disput. Jeder der Herren vertrat seine Ansicht aus guten Gründen.

Schweigend hörte Herr Jürgeß zu. Er liebte es, wenn im Redaktionskreise die Meinungen ein wenig aufeinanderplatzten, besonders, wenn die frische Jugend mutig gegen das Alter stritt. Denn das bewahrte sein Unternehmen davor, daß es Rost ansetzte. Und bei diesen beiden, bei Lüdenscheid und Gotthardt, war er zudem immer sicher, daß Meinungsverschiedenheiten keine schroffe Form annahmen. Sie verstanden sich ja beide prächtig, trotzdem sie oft genug stritten. Immer dienten sie nur der Sache, vertraten nie persönliche Interessen.

Schließlich aber meinte er doch, den Zwicker wieder fest auf den Nasenrücken schiebend, mit seinem überlegenen jovialen Lächeln: „Einigen wir uns auf einen Kompromiß, meine Herren. Im redaktionellen Leben geht es ohne solchen sowenig wie in der Politik. Geben wir eine Spalte Roman mehr. Dafür lassen wir den kleinen Artikel über die indischen Fakire aus. Sonderlich Neues bringt er sowieso nicht. Ja, was ich noch sagen wollte, Herr Gotthardt, Ihr Artikel ‚Schutz den Kindern!' in der letzten Nummer hat mir sehr gefallen. Er ist frisch, lebendig, aus dem Leben der Gegenwart geschöpft, er ist vor allem eminent warmherzig geschrieben. So etwas liest das Publikum immer gern. Wir sollten in



Vom türkisch-italienischen Kriegsschauplatze: Verwundet

An unsere geschätzten Leser!

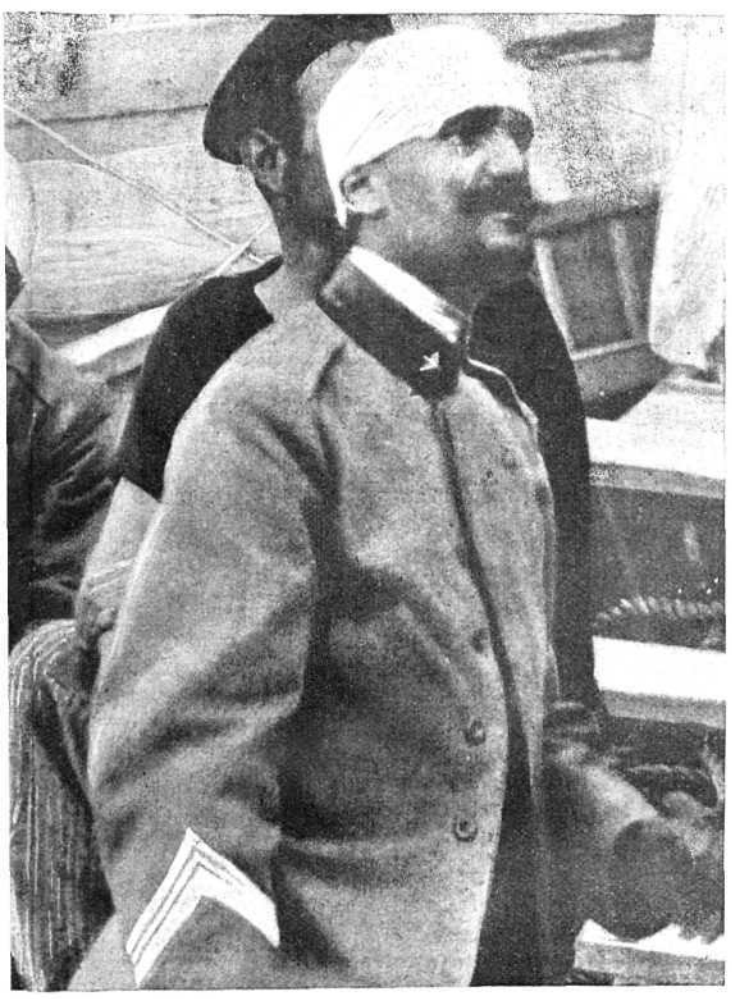
Mit vorliegender Nummer unterbreiten wir Ihnen ein neuerstandenes Blatt, das für unser engeres Vaterland unbedingt als ein Bedürfnis sich erwiesen hat. Werden doch die in den meisten Tageszeitungen gelesenen Nachrichten erst durch die aktuellen Bilder dieses Blattes vollkommen ergänzt. Wir bitten Sie um Empfehlung in Freundes- und Bekanntenkreisen und machen auf die billigen Bezugsbedingungen am Kopfe des Blattes aufmerksam.

Verlag der Schweizer Illustrierten Zeitung

Ringier & Cie. ∞ Zofingen

jeder Nummer mindestens einen Artikel bringen, der eine aktuelle, zugleich zu Herz und Verstand sprechende Frage behandelt."

Doktor Gotthardt verneigte sich leicht gegen den Verleger, sichtbar erfreut. Der ältere Kollege lachte. „Ich sehe schon einen Ansturm auf uns hereinbrechen à conto dieses Artikels. Ein paar



ete italienische Soldaten auf der Fahrt nach dem Hospitalschiff.

Wagenladungen Briefe mit Anfragen, Bitten, Wünschen sind uns sicher. Warten Sie es nur ab, Kollege, Sie werden noch stöhnen über die Geister, die Sie riefen, Sie Zauberlehrling!"

„Und nun, Herr Aßmusen, nun lassen Sie einmal sehen, welches Illustrationsmaterial Sie für die nächste Nummer vorgesehen haben."

Unten am grünen Tisch saßen noch zwei Herren. Der eine, ein lang aufgeschossener, schmalbrüstiger, älterer Mann mit glatt rasiertem Gesicht, das ein wenig den Typ des Landschullehrers trug, war Herr Richard Genschow, der Redaktionssekretär; von dem Verleger, der ihn aus seinen früheren Unternehmungen, als er vor zwei Jahren die „Feierglocken" begründete, in deren Redaktion hinübernahm, bisweilen vertraulich „unser liebes Mädchen für alles" genannt. Der andere, Max Aßmusen, war der Chef der artistischen Abteilung, die aber vorläufig nur aus seiner gewichtigen Persönlichkeit bestand. Gewichtig, denn er wog seine reichlichen zwei Zentner, den dichten Schopf seiner grauen Künstlerlocken ungerechnet. Gewichtig aber auch deshalb, weil er seine Ansichten im Redaktionsrat mit großer Energie zu vertreten liebte.

Er hatte eine gewaltige Mappe vor sich, aus der er langsam einen Holzschnitt nach dem andern herauszog, Probedrucke, fein säuberlich auf Kartons geklebt. Auf jedes Blatt warf er einen liebevollen Blick, ehe er es dem Verleger hinüberreichte, fast als ob er sich schwer davon trenne, und jedesmal sagte er mit gespitzten Lippen: „Fein — fein — prima!"

Die drei Herren am oberen Ende des Tisches beugten sich über die Blätter.

„Großmütterchen am Kamin." „Der kleine Liebling". „Erlauschtes Glück."

„Hm!" machte der Verleger. „Hm —"

„Lieber Herr Aßmusen", sagte dann plötzlich Doktor Gotthardt, „nehmen Sie es mir nicht übel, aber das alles ist wirklich etwas vieux jeu. Ich lasse mir ein Genrebildchen in jeder Nummer gefallen, aber mit diesem Konglomerat aus der alten Düsseldorfer Schule locken wir wirklich keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor."

Aßmusen bekam sofort einen roten Kopf, und auf seiner hohen Stirn bildeten sich die drei senkrechten Eigensinnsfalten.

„Erlauben Sie, Herr Doktor," erklärte er, „die deutsche Familie liebt diese Genrebilder, über die Sie immer spötteln! Für die deutsche Familie und für das deutsche Gemüt aber illustriere ich unsere ‚Feierglocken'."

„Das deutsche Gemüt in höchsten Ehren! Wir müssen unsere Leser aber auch über die Fortentwicklung der Kunst unterrichten."

„Fortentwicklung?! Wenn ich das schon höre! Nichtskönner, Schmierer sind unsere Modernen. Nicht wert, den alten Düsseldorfer Meistern, die Sie verschmähen, die Schuhriemen aufzulösen. Von der klassischen Kunst ganz zu schweigen. Keine Ahnung haben diese modernen Farbenkleckser, keine Idee von Zeichnung. Ueberhaupt keine Ideen haben sie. Gedankenarm sind sie. Höchstens Gehirnblähungen haben sie hie und da."

Der Verleger amüsierte sich jedesmal, wenn Aßmusen sich erregte, wenn er beide Hände beschwörend gen Himmel hob und wenn er seine grauen Locken schüttelte.

„Aber, lieber Aßmusen, gönnen Sie den Heutigen doch auch das Leben!" warf er ein.

„Nichts gönne ich ihnen. Na ja — leben mögen sie. Meinetwegen. Aber malen sollen sie nicht. Ich verstehe Sie nicht, Herr Doktor Gotthardt, Sie wollen doch auch zum Herzen des Volkes schreiben. Manchmal sogar recht überschwenglich, mit Verlaub zu sagen. In dem Artikel ‚Schutz den Kindern!' hatten Sie sogar das ganze große Tuthorn angesetzt. Aber wenn ich mit meinen guten, mit meinen vortrefflichen Bildern komme, mit Bildern, die wirklich dem deutschen Gemüt entsprechen, dann lächeln Sie jedesmal. Ironisch lächeln Sie, Herr Doktor! Da soll man sich nun nicht ärgern!"

„Aergern Sie sich lieber nicht, mein bester Herr Aßmusen. Aber tauchen Sie noch einmal in Ihre Mappen. Geben Sie uns hier für ‚Großmütterchen am Kamin' eine stimmungsvolle Landschaft, einen Bracht etwa oder einen Kallmorgen, und für das ‚Erlauschte Glück' spenden Sie uns einen Charakterkopf von Meister Lenbach. Habe neulich so etwas bei Ihnen gesehen."

Aßmusen sah sich, wie in Verzweiflung, fragend am Tische um. Da er aber nirgends Unterstützung fand, begann er aufs neue in seinen Schätzen zu kramen. „Wir werden ja sehen, wohin wir kommen," brummte er dabei. „In jeder Woche suche ich die schönsten Bilder heraus — fein, fein — prima — und jedesmal heißt es wieder: Fort mit den Genrebildern! Hier haben Sie Ihren Lenbach! Meinetwegen können Sie auch noch den verblasenen Böcklin nehmen — ein blödsinniges Bild, ganz blödsinnig."

„Her damit!"

Schließlich war nach langem, sorgsamem Abwägen das Illustrationsmaterial zusammen.

Der Verleger orientierte die Herren noch kurz über die geschäftlichen Entwicklungen der letzten Zeit. Das junge Unternehmen ließ sich gut an, er war wenigstens nicht unzufrieden. So schwer die Konkurrenz gegenüber den älteren Blättern war, die Abonnentenzahl, die „Kontinuation", stieg doch, zwar langsam, aber stetig. Man steckte noch in den Kinderschuhen, man hatte noch mit mancherlei Sorgen zu kämpfen. Der frische Ton aber, der die „Feierglocken" auszeichnete, das geschickte Eingehen der Redaktion auf alle Fragen des Lebens, die gute Auswahl der Romane und Novellen versprachen weitere Erfolge. „Nur vorwärts, meine Herren!" schloß er. „‚Rast' ich, so rost' ich!' Das muß unsere Devise sein."

Als man sich erhob, kam gerade der Redaktionsdiener zur Tür herein. Er grinste ein wenig. „Herr Doktor", wandte er sich an Lüdenscheid, „Fräulein Ellerding wünscht Sie zu sprechen."

„Um aller Götter Griechenlands willen! Die Pilzdame! Julius, sagen Sie, ich wäre verreist. Ich wäre sterbenskrank. Sagen Sie, ich sei gestern gestorben!" (Fortsetzung folgt).



Bevor Sie

Ihre Villa

mit einer Zentralheizung versehen, wollen Sie gefl. bei uns Offerte einholen

Zentralheizungsfabrik Altorfer, Lehmann & Cie

ZOFINGEN

FILIALEN IN ST. GALLEN - BERN - LUGANO

In der Falle

Den Geldwechsler Omar und den Kaufmann Selim, die es beide in dem glänzenden Konstantinopel zu Wohlstand und Ehren gebracht hatten, verband jahrelange Freundschaft. Nun mußte Selim eine große Reise antreten und übergab vorher seinem Freunde Omar alle geschäftlichen Angelegenheiten und die Obhut über sein Haus.

Als die Karawane, der sich Selim angeschlossen hatte, aufbrach, begleitete ihn sein Freund Omar noch eine Strecke Weges. Da sagte Selim zu ihm:

„Lieber Omar, du kennst als mein alter und treuer Freund alles, was ich besitze, außer einem Diamanten, und so bitte ich dich, mir den Stein aufzubewahren bis zu meiner Rückkehr."

Damit zog ihn Selim aus seinem Kasten, und Omar war erstaunt über die Größe und Schönheit des Steines, der in hellstem Feuer strahlte.

Selim sprach weiter: „Kehre ich nach einem Jahre von der Reise nicht zurück, so soll der Stein dein Eigentum sein. Meine Besitztümer verwalte aber im Namen meines ältesten Sohnes Ibrahim."

„Ich werde dein Kleinod wie mein Auge hüten, teurer Selim, und du kannst in Allahs Namen reisen und dich darauf verlassen, daß ich ganz nach deinen Worten handle."

„Es ist köstlich, einen wirklichen Freund zu haben, und ich vertraue dir!"

Einander Segen wünschend, trennten sich die Freunde.

Omar kam dem Versprechen, das er seinem Freunde gegeben hatte, treulich nach. Als aber ein halbes Jahr um war und weiter Woche auf Woche verschwand, ohne von Selim eine Nachricht zu bringen, tauchte immer dringender in ihm der Wunsch auf, Selim möge überhaupt nicht wiederkehren, damit er den Diamanten sein eigen nennen könne. Das Verlangen, den kostbaren Stein zu besitzen, wurde immer stärker in ihm, so oft er den Diamanten ansah. Und das tat er täglich und immer öfter und öfter, bis die Habsucht über ihn kam und er entschlossen war, auf keinen Fall Selim das Kleinod zurückzugeben.

Eines Tages kam Selim zurück. Sein erster Gang war zu Omar, dem er für die Verwaltung seines Hauses und seiner Geschäfte dankte. Dann sagte er:

„Nun gib mir auch den Diamanten?"

„Welchen Diamanten?"

„Nun, den ich dir zur Aufbewahrung gegeben habe."

„Selim, du träumst oder du scherzest; ich weiß von keinem Diamanten."

„Ich gab ihn dir beim Abschied, Omar. Besinne dich!"

„Bei Allah! Ich weiß von nichts."

„O du schlechter und falscher Freund, du weißt von nichts? Du willst mich um den Stein betrügen! Komm mit zum Kadi, er möge unseren Fall untersuchen und Recht sprechen!"

„Ich bin bereit dazu", sagte Omar, und beide gingen. —

Selim trug dem Kadi seine Klage vor. Er habe seinem ehemaligen Freunde Omar einen Diamanten zur Aufbewahrung gegeben, dessen Rückgabe Omar jetzt verweigere. Von dem Vorhandensein des Steines wisse allerdings niemand als er und Omar, da er den Besitz des äußerst wertvollen Kleinods bisher stets sorgfältig geheim gehalten habe. Als er abreiste, habe Omar ihm ein Stück Weges das Geleit gegeben, und da habe er unter dem Kasten den Edelstein hervorgezogen und Omar überreicht. Es sei dies gerade unter einem Dattelbaum geschehen.

Der Kadi schwieg und sann. Es stand schlimm für Selim, der keine Zeugen oder Beweise hatte. Dann ließ er Omar zu Worte kommen.

Omar schwur, daß Selim eine falsche Anklage wider ihn erhebe. Er wisse weder etwas von einem Diamanten noch einem Dattelbaum.

Ben Senar, der geduldig die Beteuerungen Omars angehört hatte, hob jetzt den Kopf, und sein Blick glitt prüfend über die beiden hin. Dann sagte er: „Noch ist kein Beweis erbracht von einem von euch; ich kann noch nicht entscheiden. Selim", wandte er sich an diesen, „weißt du vielleicht noch den Baum, unter welchem du Omar den Diamanten gegeben haben willst?"

„Gewiß, o Herr!"

„Nun, Selim, so gehe hin und bringe mir einen Zweig von diesem Baume."

Selim ging.

Der Kadi wartete. Es schien ihm etwas lange zu dauern, ehe Selim zurückkam, denn er zeigte sichtliche Zeichen von Ungeduld. Als wieder eine Spanne Zeit verstrichen war, frug er in verdrießlicher Laune, zu Omar gewendet:

„Kommt denn Selim noch nicht bald? Was soll auch sein Baum schließlich bezweifeln! Ist dieser Baum denn so weit entfernt, daß man so lange warten muß?"

„Nein, Kadi, der Baum ist nicht weit, er ist ..."

„So weißt du also genau, wo der Baum steht, unter dem du den Stein erhalten hast?"

Omar erbleichte. „Gnade! Gnade!" winselte er.

Der Kadi fuhr fort: „Du gibst den Diamanten an Selim heraus und bekommst dafür die Bastonnade."

Als Selim mit dem Zweig zurückkehrte, wurde Omar bereits abgeführt.

Photographien

Wir sind stets Käufer von Photographien schweizerischer aktueller Ereignisse, sowie von hübschen Genrebildern

Ringier & Cie. - Verlag - Zofingen



Hervorragende Pädagogen und schweiz. Staatsmänner

schreiben;

„Der Pestalozzi-Kalender

ist eine Fundgrube für fleissige Kinder; ein vorzügliches Erziehungsmittel; er enthält eine Fülle unterhaltenden und belehrenden Stoffes; er ist ein ausgezeichnetes Nachschlagebuch; er ist anregend und belehrend und interessiert selbst den sonst Teilnahmslosen; er weckt und fesselt dauernd das Interesse der Schüler; er bietet eine Menge im Leben verwendbare Kenntnisse; er ist das Beste, was man sich für die lernende Jugend wünschen kann. Seine weiteste Verbreitung in Schülerkreisen ist wünschenswert." 6a

Preis Fr. 1.50

Verlag KAISER & Co., Bern

Erhältlich in Buchhandlungen, Papeterien u. beim Verlag.

ERFINDUNGEN

Levaillant, Patentanwalts- & Commercial-Bureaux A.G.
ZURICH Friedensgasse 1

Patentanmeldungen in allen Ländern.
Verwertungen 1909 über 1½ Millionen Fr.

Gegründet 1847.

Allcock's Plaster



Für Rückenschmerzen kommt kein Pflaster dem Allcock gleich. Stärckt schwache Rücken besser wie jedes andere Mittel.

Hüftenschmerzen werden schnell beseitigt und gleichzeitig die Muskeln gestärckt und die Energie gehoben.

Aufzulegen wo der Schmerz seinen Sitz hat.

Allcock's ist das erste und echte poröse Pflaster. Es ist das klassische Heilmittel das bei allen Apothekern der zivilisierten Welt erhältlich ist.

ALLCOCK MANUFACTURING CO., Birkenhead, ENGLAND.

PILLEN DEHAUT

KEINE DIÄT, KEINE LEBENSORDNUNG
Die abführenden und blutreinigenden
PILLEN von DOCTOR DEHAUT
147, Faubourg St-Denis, PARIS
NEHMEN SICH BEIM ESSEN
Verlangen Sie Gratis - Prospekt

Wir empfehlen unser sehr beliebtes, aus eigener Schlächterei gewonnenes prima **Kochfett**

Marke GRÜTLI

wo nicht erhältlich, direkter Versand, von 4 K° Dosen an wärts, franco jeder Bahnstation gegen Nachnahme. Preisliste zu Diensten.
SCHWEIZERISCHE ARMEECONSERVENFABRIK RORSCHACH

Humoristisches

Sein Ideal.

„Fritz, was willst du denn einmal werden?" — „Polizist". — „Warum denn?" — „Weil ich die andern Leute wegjagen kann, wenn's wo was zu sehen gibt."

Aus der Schule.

Ein Geistlicher fragte einen erst eingetretenen ABC-Schützen in der Schule: „Kannst du auch das Vaterunser beten?" — Der Kleine antwortete: „Das wirsch denn scho no gieh!"

Acht bayrisch.

Auf einem niederbayerischen Gerichte frägt der Richter: „Wie ist denn die Rauferei entstanden?" — Bauernbursche: „Mir sama grad so gmüatli boananda gsess'n, auf oamal hänga an Seppl d' Darm außi."

Empfindlich.

„Ja, warum wollen Sie denn dem Herrn eine runterhauen? Er hat doch nichts gesagt als: Ich versichere Sie! Das ist doch keine Beleidigung!" — „So, wo er Schweineversicherungsagent ist!"

Ein Erfahrener.

„Können Sie mir nicht ein passendes Handbuch für meine Italienreise empfehlen?" — „O gewiß, Knickers Umgang mit Flöhen!"

Druckfehler.

Den Hochzeitszug eröffnete der elegante Krautwagen.

Momentbild.

Ein Herr erzählte seinen Freunden von einem gefährlichen Abenteuer, das er kürzlich erlebt hatte: „. . . . blitzschnell zog mein ganzes Leben wie eine Reihe von Bildern vorbei." — Da fragte ihn ein Freund: „War da vielleicht auch ein Bild dabei, wie ich dir im August 1908 hundert Franken borgte?"



Der Setter.

Itzig hat mit dem Herrn Baron zu beiderseitigen Zufriedenheit ein Geschäft abgeschlossen und will sich eben empfehlen, als ihm der Baron sagt: „Hören Sie mal, Itzig, ich brauche für die Jagd einen Setter; können Sie mir einen besorgen?"

„Herr Baron", sagt Itzig, „Se soll'n haben e pickfainen Setter, e großartigen Setter und e sehr preiswürdigen Setter! Ich hab' schon e Setter für Herrn Baron im Auge."

„Gut", sagt der Baron, und Itzig geht. Aber nach ein paar Minuten guckt er noch einmal zur Tür herein.

„Verzeihen Se, Herr Baron, was is 'n e Setter?"

Gefahr im Verzuge.

Mutter: „Emil, hat dir der Kaufmann gesagt, die Eier wären frisch?" — Emil: „Nein, das hat er nicht gesagt. Er meinte nur, ich sollte schnell machen, daß ich nach Hause käme!"

Die neue Rieke.

Frau: „Und dann, Rieke, bringen Sie noch einen Matjeshering mit." — Rieke (kommt nach einer Weile ohne Hering wieder): „Verzeihung, Madam', ich hab' den Vornamen von dem Hering vergessen."

Bescheid gegeben.

Betrunkener, einem Herrn in den Weg laufend: „Können Sie mir nicht sagen, wo ich hier bin?" — „Das kann ich Ihnen sogar ganz genau sagen, mir im Wege sind Sie."

Mißverstanden.

Die kleine Marie kommt von ihrem ersten Schulgang nach Hause und wird natürlich von der Mutter sofort gefragt, wie es ihr dort gefallen habe. „O", sagte sie, „da war zuerst der Lehrer! Der saß vorn an der Kasse — und morgen haben wir frei!" Die Mutter staunt, daß dem eben begonnenen Unterricht schon ein freier Tag folgen solle, und versucht den Grund dafür zu erforschen, worauf Mariechen erklärend antwortete: „Ja, der Lehrer sagte zuletzt: Morgen fahre ich fort."

Im Zorn.

Direktor zu einem Angestellten: „Sie sind doch der größte Esel des Jahrhunderts!" — Buchhalter: „Herr Direktor — Sie vergessen sich!"

Freundinnen.

„O, du glaubst nicht, Luzzie, wie verliebt mein Mann immer noch ist." — „Nicht möglich. In wen?"



100 seltene Briefmarken von China, Haiti, Kongo, Korea, Kreta, Siam, Sudan etc etc. — alle verschieden. Garant. echt. Nur **2 M.** Preisliste gratis. **E. Hayn**, Naumburg (Saale, Deutschland).



Ganz egal



ist es nicht, wo Sie Ihre

Schuhe

einkaufen.

Staunen aber werden Sie über die gute Qualität, die gute Paßform und die billigen Preise, wenn Sie sich an **das altbekannte Versandthaus**

Rud. Hirt, Lenzburg

wenden.

Täglich eingehende Anerkennungsschreiben und Hunderte von Bestellungen sind der beste Beweis.

Als gangbare Artikel in mittlerer Preislage empfehle ich ganz besonders:

	Nro.	Fr.
Damen-Sonntagsschuh zum Schnüren, Wichsleder	36–42	8.—
Damen-Sonntagsschuh zum Schnüren, Box-calf	36–42	10.50
Damen-Knopfstiefel, Wichsleder, solid	36–42	10.—
Damen-Knopfstiefel, Box-calf, elegant	36–42	11.—
Herren-Sonntagsschuh, Wichsleder, garniert	39–48	9.50
Herren-Sonntagsschuh, Box-calf, elegant	39–48	12.—
Manns-Arbeiterschuh, Wichsleder, solid	40–48	8.30
Militärschuh, prima Rindleder, solid, 2 Sohlen	39–48	12.50

Gröbere, billigere, sowie feinere Artikel in größter Auswahl. Verlangen Sie illustrierten Gratis-Katalog.

London Grand prix & gold. Medaille
Appenzeller
Landjäger
& Pantli
nur luftgetrocknete Ware, liefert das Spezial-Geschäft
• E. Frey •
Rehetobel, App. A.-Rh.
Paris: gold. Med. Charcut.-Ausstell.
Biel: II. Diplom.





Aktuelle Erzählung aus Tripolis

Die Flucht

Niedergeschrieben von R. v. Rhoden

Im Morgensonnenschein lag der Hafen der mohamedanischen Stadt Tripolis am Mittelländischen Meere da. Ein liebliches Bild. Links die malerische Masse des Schlosses und über der Stadt die gleich Säulen und Mastbäume emporragenden Türmchen der zahlreichen Moscheen. — Saubere Häuser mit Zinnen, Türmchen und Dachterrassen, überragt von schlanken Dattelpalmen. Dazu die herrliche Fernsicht über das Meer.

Um das Tor, neben dem Landungsplatz, flutete das regste Leben, das Tripolis zu bieten vermag. Hier befinden sich die Handelsgewölbe, die geräuschvollen Bazars und die arabischen Kaffeehäuser.

Eine buntgemischte Gesellschaft bevölkert die Bänke; in das Stimmengewirr mischt sich das Getöse aus den Handelsgewölben.

Seit Revolutionsgedanken die Bevölkerung von Tripolis beherrschen, flutet hier ein alles überbietendes, aufgeregtes Leben und Treiben.

Hier politisiert man, werden Versammlungen und Reden abgehalten gegen die italienischen Machthaber, die Tripolis an sich reißen wollen.

Eine leidenschaftliche Empörung hat sich der Bevölkerung bemächtigt. Eine Gährung, die verhängnisvoll zu werden droht, falls die alarmierenden Nachrichten aus Italien in Aktion treten sollten.

Der neue Wali von Tripolis, Bekir Sami Bei, war auf dem Wege nach Tripolis. Mit demselben Dampfer sollten auch ausreichende Munition und Lebensmittel für die in Tripolis stehende Militärdivision befördert werden.

Es verlautet, daß die im Hafen von Syrakus liegende italienische Flotte bereits abgedampft sei. Ihre Aufgabe sei, einen nach Tripolis abgesandten türkischen Dampfer mit Munition abzufangen.

Die türkische Regierung hatte der italienischen mitteilen lassen, daß sie in dem Augenblick, wenn die italienischen Kriegsschiffe in Tripolis in Sicht kämen, sofort die in der Türkei wohnenden Italiener ausweisen würde.

Man war zum äußersten entschlossen; Tripolis ist muselmanisches Land, und die Türkei wird es mit Erbitterung verteidigen.

In dem großen, dem Landungsplatze zunächst gelegenen Kaffeehaus, saß inmitten der bunten Gesellschaft, auf einer schattigen Bank, eine Schar junger Männer beisammen in leidenschaftlich geführter Debatte.

„In Malta ist gestern ein italienisches Linienschiff gesehen worden, das in der Richtung auf Tripolis dampfte!" eiferte Abdul, ein junger Türke.

„Die italienische Kriegsflotte hat ihre Bewegungen aufgenommen, das ist klar!" schrie Ben Hafid, ein Freund Abduls und leidenschaftlicher Hasser der Italiener.

„Und die italienische Kolonie hier macht sich heimlich aus dem Staube!" trumpfte ein Araber.

„Sie fürchtet unsere Messer, und daß sie sie fühlen werden, bevor ihre Kriegsschiffe hier sind."

„87 Personen, Italiener und Europäer, sind bereits aus Tripolis nach Malta gekommen —."

Der Sprecher wurde unterbrochen durch eine Bewegung, die im Kaffeehaus und den Bazaren unweit entstanden war. Auf der breiten Seestraße, die am Meer entlang führt, zwischen der niedrigen Stadtmauer, war eine Volksmenge aufgetaucht. Waffen blitzten auf.

„Tod den Italienern!" ertönte der Ruf.

„Bewaffnete Araber sind es!" rief Abdul.

Man sprang auf die Brücke; jeder wollte sehen; die Aufregung wuchs.

Ben Hafid hatte den Freund am Arm ergriffen. „Abdul!" raunte er dringlich, „du siehst, es wird ernst. Wie die Sachen stehen, ist es wahrscheinlich, daß Colletti, mein verdammter Nebenbuhler bei deiner Schwester, mit den anderen aus Tripolis flieht. Und dann — dann —."

Triumph erstickte seine Stimme. Alles in ihm war in Aufruhr. Zu dem politischen Haß gegen die Italiener kam persönlicher — Fatme, die reizende Fatme, seines Freundes Abduls Schwester, die anfangs freundlich mit ihm getan, hatte sich von ihm gewandt, seit sie den Italiener Colletti, der in Tripolis ansässig und ein verteufelt schöner Mann war, kennen gelernt. Verließ Colletti jetzt Tripolis, so würde ihn Fatme vergessen, zumal seine Landsleute ihre Feinde waren und sich sicherlich ihm, Ben Hafid, zuwenden. Blieb Colletti aber zurück, so wurde seine Lage ernst, würde wohl gar sein Leben bedroht sein. In jedem Falle war die gegenwärtige politische Gährung das beste Hilfsmittel, Colletti und Fatme zu trennen. — — —

Abdul hatte die Hände geballt, auf seiner jungen, glatten Stirn war die Zornesader hervorgetreten. Er näherte seinen Mund dem Ohr Ben Hafids.

„Vielleicht kommt der Zufall hier zu Hilfe!" flüsterte er diesem zu. „Sonst — sonst — — —. Bei Allah! Ist mein Vater vernarrt in das Mädchen und bereit, sie gewähren zu lassen, was ihr beliebt, so bin ichs nicht! Colletti ist unser Feind geworden, und gibt Fatme ihn nicht freiwillig auf, so — — —"

Der herankommende Volkshaufen mit den bewaffneten Arabern in der Mitte, laute Drohungen gegen die Italiener, Lärm und Geschrei ließen die Reden unvollendet. — Viele schlossen sich dem Haufen an; andere belagerten die Seestraße, von wo man eine weite Fernsicht über das Meer hat und hielten Ausschau, ob die angekündigten Kriegsschiffe schon in Sicht waren.

Herbststürme

Ach, entblättert sind die Rosen
Und verstummt der Vöglein Lied,
Rauhe Winde mich umtosen,
Schauer zieh'n durch mein Gemüt.

Seufzend in geheimen Klagen
Schüttelt ab der Wald sein Laub
Und die welken Blätter jagen
Wirr und toll zum Erdenstaub.

Aber wenn der Sturm zu Ende,
Ruhen friedvoll Flur und Hain
Und es hüllen milde Hände
Sie in Silberschleier ein.

Herz, auch Dir wird einmal brausen
Letzter Sturm und Wirbelwind,
Die dein Lebensgrün zerzausen,
Bis die letzte Träne rinnt.

Aber wenn der Sturm zu Ende,
Ziehet tiefer Friede ein
Und es pflegen milde Hände
Deinen stillen Totenhain.

In Tripolis wuchs die allgemeine Erregung mit jeder Stunde. Italienische Kriegsschiffe waren in dem Meer von Tripolis angekommen und kreuzten auf hoher See.

Die türkische Regierung hatte bereits vier Schiffe mit Offizieren und Kriegsmaterial nach Tripolis entsendet. Die Garnison von Tripolis hatte die Order erhalten, einer Landung italienischer Truppen mit aller Macht entgegen zu treten und bis zum letzten Mann zu kämpfen.

Unter den in Tripolis ansässigen Italienern begann eine Panik auszubrechen, weil sie befürchteten, daß es im Augenblick eines Landungsversuches der italienischen Kriegsschiffe zu einem Massakre gegen sie komme.

Der Abend begann sich zu senken.

Abdul hatte, nachdem er heimgekehrt, das ganze Haus nach Fatme abgesucht. Das Haus hatte ein Erdgeschoß und ein Stockwerk, die ihre Zimmer auf einen viereckigen, gepflasterten Hof öffneten, der von zwei Etagen Arkaden umgeben war. Die Suche war mühevoll und erfolglos — Fatme war jedenfalls nicht zu Hause.

Vielleicht hatte sie die Bazare besucht, um einzukaufen; sie pflegte dies stets selbst zu tun. Doch die Zeit verstrich und Fatme kam nicht. Abdul fragte die arabische Dienerin, ob sie nicht wisse, wo Fatme sei.

Sie wußte es nicht.

Vielleicht hätte der Vater Auskunft geben können, doch auch er war nicht daheim. Sidi sei in den Suq-el-Turk — das ist die Hauptbazarstraße — gegangen; Sidi habe für Fatme ein goldstoffenes Tuch kaufen wollen, berichtete die Dienerin.

Das sah dem Alten so recht ähnlich. Nicht genug tun konnte er sich im Kaufen, seinen vergötterten Liebling, die Fatme, zu schmücken und zu erfreuen. Darüber vergaß er die Aufsicht über ihr Tun und Treiben.

Wo mochte Fatme sein? Jetzt, wo Revolten die Straßen unsicher machten, konnte sie sich doch nicht lange aufhalten, zumal die Abenddämmerung hereinbrach. Abdul beschloß, sie auf den Straßen zu suchen. Da öffnete sich die Tür, und der Vater trat ein. Der alte Türke trug ein kaftanartiges Gewand von Seide und auf dem Haupt den Burnus. Er war von ernster, würdevoller Wesensart; merkwürdig kontrastierte hiermit die zärtliche Gebärde, die seine Frage begleitete: „Wo ist meine Augenweide, die Fatme?"

„Das möcht ich von dir wissen, Vater!" fiel Abdul erregt ein. „Vergebens suchte ich sie im ganzen Hause."

„O Allah, und der Abend bricht herein!" wehklagte der alte Türke. „Die Straßen sind unsicher, unsere Division rüstet; alles ist in Aufregung. Aus Malta ist die Nachricht gekommen, daß zwei italienische Schlachtschiffe und vier Torpedobootszerstörer die Insel in der Richtung auf Tripolis passierten." —

Abdul war bereits am Ausgang. Ueber der letztgehörten Mitteilung vergaß er die Sorge um Fatme. Er wollte auf die Straßen, hören, sehen, wie es am Hafen stand, ob die angemeldeten Kriegsschiffe bereits in Sicht seien.

„Willst du nach Fatme suchen?" rief der Alte ihm durch die Tür nach.

„Nebenbei auch, Vater! Vielleicht entdecke ich sie auf meinem Wege, — ich will an den Hafen . . ."

„An den Hafen? Dort rüstet wieder ein italienischer Postdampfer zur Abfahrt nach Malta; Scharen von Italienern begegneten mir reisefertig."

Abdul stürmte hinaus; prallte aber am Ausgang mit einem Türken zusammen, der in besinnungsloser Hast in das Haus gestürzt kam. Es war sein Freund, der Rosenölhändler Ben Hafid.

„O, Allah ist gnädig!" schrie der letztere, als er Abdul erkannte. „Du wolltest fort und einen Augenblick später hätte ich dich nicht mehr getroffen, — wäre alles verloren gewesen — — —"

„Was ist geschehen? Du scheinst furchtbar erregt, siehst verstört aus, Ben Hafid! Sprich!"

Dieser zog den Freund in eine dunkle Hausecke. „Hast du deine Schwester gesprochen?"

„Sie ist im ganzen Hause nicht zu finden! Ich wollte gerade — — —"

„So ist es wahr, was die Semira erzählt!" schrie Ben Hafid und packte den Freund am Arm.

„Die Semira? Wer ist sie?"

„Eine gute Kundin von mir, die fast täglich in meinen Bazar kommt und kauft —."

„Was hat sie erzählt?"

„Daß beim Colletti, in dessen Hause die Semira wohnt, eine junge Türkin die Kleider von Collettis Schwester angelegt hat, und daß die Collettis zur Abreise rüsten."

Abdul schrie entsetzt auf. „Bei Allah, das ist fürchterlich! Der Colletti will die Fatme entführen, denn natürlich ist sie es! Das muß verhindert werden!"

„Ein Revolverschuß dem Colletti!" überschrie Ben Hafid in unbezwinglicher Wut und Eifersucht den Freund und drückte diesem etwas blinkendes in die Hand.

Als gleich darauf der alte Türke nachsehen wollte, wer draußen gesprochen, fand er niemanden vor.

In Tripolis wuchs die Erregung mehr und mehr. — Neue alarmierende Gerüchte hatten sich verbreitet. — Der Wali von Tripolis, der sich nach Tripolis begeben sollte, hatte telegraphisch den Befehl des Ministers des Innern erhalten, seine Abreise zu verschieben, sowie neue Instruktionen. Ein italienischer Kreuzer kreuzte vor Tripolis und setzte sich mit den italienischen Postdampfern in Verbindung.

Der jüngsten Nachricht zufolge, hatte die italienische Regierung der Türkei angekündigt, daß

sie zur militärischen Besetzung von Tripolis schreite, wenn die ottomanische Regierung nicht Maßnahmen zur Beseitigung des wirtschaftlichen Widerstandes einleite. Diese und ähnliche Gerüchte durchschwirrten die Straßen, pflanzten sich von Mund zu Mund fort und erreichten das Ohr Abduls und Ben Hasids, die hastig, aber scharf beobachtend, den Weg nach dem Stadtinnern nahmen.

Colletti wohnte im Innern der Stadt und war es somit ein Umweg, den die zwei nehmen mußten, um zum Hafen zu gelangen. Denn gleich hier das Paar zu erwarten, erschien Abdul in Anbetracht der Volksmenge, die am Hafen weilte, unklug. Er hoffte, Fatme zuvor zu treffen und auf begütigende Weise sie dazu zu bringen, mit ihm umzukehren. Erst wenn sie oder Colletti Widerstand entgegensetzten, wollte er zur Waffe greifen.

Bald sollten die beiden Türken nähere Kenntnis in der Sache bekommen. Als sie Collettis Haus erreicht hatten, fanden sie die Fenster geleert, die Tür verschlossen.

„Sie sind bereits fort, — wir kommen zu spät!" schrie Ben Hasid, zitternd vor Eifersucht und Aufregung. — „Wir hätten direkt zum Hafen gehen sollen, — vielleicht dampft das Schiff schon fort, während wir noch auf dem Wege sind!"

„Gelingt es uns nicht, sie zu erreichen, solange sie noch am Lande sind, so ist unsere Sache verloren!" stieß Abdul hervor, „denn Türken werden auf italienischen Schiffen nicht geduldet." —

„So wird dein Schuß sie erreichen!" raunte ihm Ben Hasid ins Ohr.

„Bei Allah, es wäre fürchterlich, wenn ich auf meine eigene Schwester schießen müßte!" gab Abdul zurück. „Ueberlassen aber kann ich sie Colletti nicht, denn er ist unser politischer Feind," sagte er düster.

Der dunkle Blick Ben Hasids durchirrte angestrengt die Dämmerung, während beide dem Hafen zuhasteten. Heiß tobte das Blut in seinen Adern, jeder Nerv in ihm bebte vor Schmerz und Zorn. Fatme dem Italiener überlassen?! — Lieber sie tot wissen, als in den Armen des Nebenbuhlers!

Plötzlich faßte er Abduls Arm: „Dort!" raunte er dem andern zu. Sie hatten die durch die Stadt sich hinziehende Seestraße zurückgelegt und Bab-elBahar, das Seetor, unweit des Landungsplatzes, erreicht. Der zur Abfahrt bereit liegende italienische Dampfer läutete zur Abfahrt und auf der Schiffsbrücke drängten sich die Mitreisenden, alles Italiener. Den Schluß des Zuges bildete der Italiener Colletti mit zwei Mädchen; um eines derselben hatte er seinen Arm gelegt.

Abduls Augen waren der Richtung gefolgt, die Ben Hasid ihm wies. Im nämlichen Augenblick flackerte eines der Blitzlichter am Hafen über das Paar hin.

„Sie sinds!" stieß Abdul hervor. Und dann durchtönte die Menge sein Ruf: „Fatme!"

Gleichzeitig waren der Rufer und Ben Hasid dem Ziel zugestürmt.

Die Angerufene hatte blitzschnell das Haupt gewendet, ihrem Begleiter etwas zugeraunt, dem der Zufall zu Hilfe kam. Der Schwarm auf der Brücke hatte das Schiff erreicht und hierdurch dem letzten Paar freie Bahn gemacht. Schleunigst legte das Paar den Rest der Brücke zurück. Unmittelbar darauf wurde dieselbe abgezogen.

„Fatme!" wiederholte Abdul mit alles durchdringendem Ton und beschwörender Gebärde.

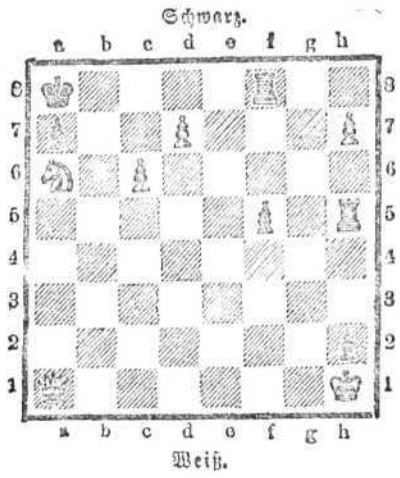
Als Antwort wandte Colletti vom Bord des Schiffes aus, dem Rufer sein Triumph leuchtendes Antlitz zu und zog Fatme an sich.

Im gleichen Augenblick hatte Ben Hasid die Waffe dem Freunde entrissen. Ein Schuß krachte, dem ein gellender Doppelschrei folgte. Ueber den Italiener Colletti, mit ihrem Leibe ihn deckend, lag hingestreckt Fatme. — Ihr Herzblut deckte den Boden und sickerte über den Schiffsrand ins Meer, welches der Dampfer, trotz der an Bord entstandenen Panik, gleich durchschnitt.

Auch am Landungsplatze war ein Doppelschrei erklungen. Doch die Wogen des Lebens gingen hinweg über das Geschick des einzelnen. In der Volksmenge war eine Bewegung entstanden, hervorgerufen durch eine soeben eingetroffene Nachricht. Und nun pflanzte sie sich fort wie Donnerhall von Mund zu Mund: „Der Krieg ist erklärt!"

Schachaufgabe.

Fritz Förster, Leipzig.



Matt in 2 Zügen.

1. Rätsel.

Was oft uns Tränen fließen läßt,
Das macht den Körper stark und fest.

2. Rätsel.

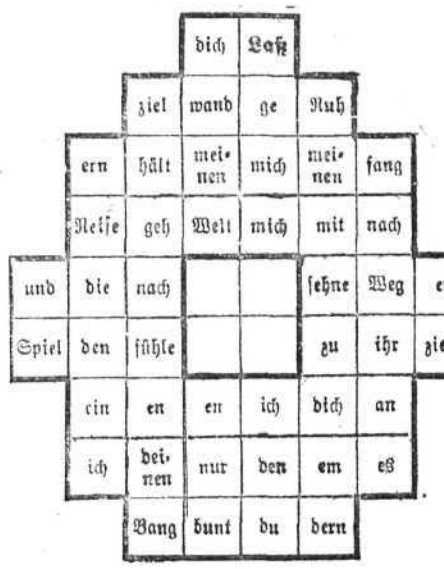
Die erste siehst am Himmel du,
In ihrer Pracht in ihrem schönsten Glanze,
Dann ruf ich dir die beiden letzten zu,
Willst du zu bald erraten mir das Ganze?
Ganz still und stumm auf ihr der Denker steht.
Erhaben übern irdischen Getümmel,
In stiller Nacht, vom Frost und Sturm umweht,
Den Forscherblick gerichtet nach dem Himmel.

Vexierbild.



Wo ist der dritte Mann?

Rösselsprung.



Anagramm.

1 2 3 2 4: Die sinds die sich zu unsern Füßen schmiegen
2 4 3 2: Die sinds, die uns bestehlen und betrügen.

Singer's feinste Hauskonfekte

sind als Nachtisch von Gross und Klein sehr begehrt und bieten in ihrer Mischung von 10 Sorten jedem Gaumen etwas Passendes ∴ ∴ ∴ ∴ ∴ ∴ 4 Pfund netto bestehend aus Macrönli, Brunsli, Mailänderli, Mandelhörnli, Schocoladen-Macrönli, Haselnussleckerli, Anisbrötli, Patiences, Leckerli und Zimmtsterne, liefern wir à Fr. 6.— franko Verpackung frei, durch die ganze Schweiz ∴ Zahlreiche Anerkennungen ∴ **Schweiz. Bretzel & Zwiebackfabrik Ch. Singer, Basel**

Die berühmten **Frankenräder**



sind unerreicht in Preis u. Qualität. **1 u. 6 Jahre Garantie.** Gute Gebrauchsräder mit Gummi schon von **45** Mark an mit Doppelglockenlager, Pneumat k und Zubehör in größter Auswahl **enorm billig.** Sendung 30 Tage zur Ansicht ohne Kaufzwang. Über 2000 lobende Anerkennungen. **Prachtkatalog umsonst.**
Weinland & C., Nürnberg

Chronometer Innovation
Direkter Verkauf vom Fabrikanten an Private.
5 Jahre Garantie. — 12 Monate Kredit. — 8 Tage Probezeit.

Fr. **54** gegen **bar**



Fr. **60** auf **Zeit**

Nr. 3278

Unsere Uhren-Innovation Ankergang, 15 Rubinen, ausgeschnittene Unruhe; mit sehr **starkem** Gehäuse aus kontrolliertem Silber 800/000 künstlerische **Relief**-Dekoration (Muster gesch.)
PRÄZISIONSREGULIERUNG.
Mehr als 10,000 Chronometer Innovation im Gebrauch.
— Zahlreiche Anerkennungsschreiben. —
Die gleiche Dekoration auf einer **Sprungdeckeluhr** u. Hinterdeckel mit „Wilhelm Tell".
Nr. 3281 Fr. **66.**— gegen bar
Fr. **73.** auf Zeit.
Senden Sie uns die Anzahlung
Fr. 5.— für Nr. 3278
„ 10.— „ „ 3281
und geben Sie uns Ihren Namen und Adresse mit Beruf. Restbetrag in Monatsraten à Fr. **5.**— oder gegen bar durch ein einziges Postmandat.
Beachten Sie die grossen Vorteile unseres Verkaufssystems Innovation!
Auf Wunsch werden diese 2 Modelle innerhalb 3 Wochen auch in **Goldgehäuse,** 14 oder 18 k., geliefert.
Senden Sie Ihre Bestellungen an 16326
A. Matthey-Jaquet, Fabrique Innovation, **La Chaux-de-fonds.**
Vertrauenswürdige und altrenommierte Firma — Gegründes 1903
Die erste ihrer Art in der Schweiz — Oft nachgeahmt, nie erreicht
Verlangen Sie unsere Kataloge gratis und franko. - Grosse Auswahl in Regulateuren, Wecker u. Bijouteriewaren
Bitte den Namen der Zeitung angeben. — Tüchtige und solide Agenten gesucht.



Verlangen Sie überall
STAHLSPÄHNE ADLERMARKE



Wenn Bauern Komödie spielen

Von A. Dessauer. Nachdruck verboten

Wenn dem Bauer zu wohl ist, dann spielt er Komödie. Wenn Bauern Komödie spielen, so suchen sie ihre Stücke meist weit hinten im Historischen, manchmal so weit hinten, daß es schon ans Heilige grenzt.

Die Kirchzellacher waren bisher von dieser Seuche nicht ergriffen worden. Da aber der Bürgermeister und Gasthofbesitzer von Kirchzellach, Josef Burgscheider, fand, daß sein Bierausschank zurückging und daß die Feuerspritzen defekt wurden, so veranlaßte er seine Gemeindegenossen, das Theaterspielen zur Hebung der Finanzen in Kirchzellach einzuführen. Bei dieser Gelegenheit fielen sie leider auch auf das Historische, schon damit die Leute meinen sollten, sie tätens aus Anhänglichkeit an die Tradition, aus Verehrung eines der Ihrigen, der eine große rettende Tat vollbracht.

Korbinian Ruch, weiland Schmied zu Kirchzellach, gab hinreichende Gelegenheit, ihn historisch zu umdichten. Es war im Dreißigjährigen Kriege, im Jahre 1631, als eine Truppe von 10 schwedischen Reitern nach Kirchzellach kam. Dem Schmied Korbinian Ruch ging jeder gern aus dem Wege, erstens weil er eine Bärenkraft hatte, und zweitens weil er diese Kraft zum Nachteil seiner Nebenmenschen ausnützte, wenn er besoffen war. Korbinian Ruch war ein seelenguter Kerl, aber ein Viech, wenn er hoch hatte; und er hatte immer hoch. Auch damals, als die zehn schwedischen Reiter ins Dorf geritten kamen. Sie waren abgestiegen, hatten ihre Pferde zusammengebunden und fingen zu zwei und zwei schön gemütlich zu plündern an. Korbinian kam gerade besoffen die Gasse hinauf getorkelt, die zu seinem Hause führte. Da stieß ihn ein schwedischer Reiter vor die Brust und verlangte, daß er ihm sein Geld gebe. „I hob koa Geld, na, i hob koa Geld!" lallte Korbinian und wollte weitergehen. Aber der Schwede hielt ihn fest. Das paßte nun dem Korbinian ganz und gar nicht. Er holte mit der Faust aus, schlug den Schweden auf seinen blechernen Helm, daß ihm der bis zur Nase herunterrutschte. Der Reiter, auf diese Weise plötzlich blind geworden, fuchtelte hilflos mit den Armen in der Luft herum. Der Faustschlag war so wuchtig gewesen, daß der eng sitzende Helm gleich die Ohren wegrasiert hatte, die, jetzt nur noch an den Läppchen hängend, lustig nach abwärts baumelten. Dieser erheiternde Anblick wirkte zugleich ernüchternd auf den Schmied, und als er die Hilflosigkeit seines Gegners sah, nützte er diese nach Bauernart weidlich aus und verdrosch ihn jämmerlich. Durch diese Arbeit ganz nüchtern geworden, sah er, daß andere Soldaten mit Pistolen und Säbeln auf ihn zuliefen und schloß daraus, daß sein Leben wohl nicht mehr viel wert sei. Dieser logische Schluß wirkte lähmend auf seine Tatkraft, und er nahm reißaus. Zwei schwedische Soldaten, die ihn aufhalten wollten, rannte er über den Haufen, und als er ein Stück weiter noch drei bewaffnete Männer sah, denen er nicht auskommen konnte, packte ihn die Verzweiflung. In dieser Verzweiflung erwischte er eine Wagendeichsel, mit der er einen Schweden niederschlug, sinnlos vor Angst um sein Leben. — Als die biedern Bewohner von Kirchzellach sahen, daß ihr besoffener Schmied allein fünf Schweden, denen sie bisher eine übermenschliche Kraft zugetraut hatten, über den Haufen schlug, kamen sie aus ihren Verstecken hervor und schlugen die übrigen 5 Schweden so tot, wie ein Bauer nur einen tot schlagen kann, der von ihm zuerst Geld und dann einen Religionswechsel verlangt hat. Da kurz darauf die Kaiserlichen einen Sieg über die Schweden erfochten und die Schweden ein gutes Stück zurückweichen mußten, blieb die Tat ungesühnt. Doch nicht unbelohnt. Das Kraftstückchen des Schmieds Korbinian Ruch sprach sich bald herum, aus den 5 Schweden wurden 50, die er mit der bloßen Faust erschlagen hatte. Korbinian Ruch wurde dem Herzog vorgestellt, erhielt von diesem eine Hand voll Golddukaten und soff weiter, bis er eines Tages auf der Straße erfroren aufgefunden wurde. Das ist die Geschichte vom tapfern Korbinian Ruch, dem Befreier des Kirchzellacher Unterlandes von den Schweden. — In der Kirche des nahen Kreisstädtchens Schillingen steht sein Denkmal. Seine Gebeine — es können auch diejenigen eines andern sein — waren später dorthin überführt worden.

Dieser Stoff schien den modernen Bauern von Kirchzellach hinreichend dramatisch, schon weil eine große Prügelei darin vorkam und weil so viel Feuerhelme im Dorf waren, daß man zwei Dutzend Schweden ganz leicht auftreten lassen konnte. Der Lehrer meinte aber, der Stoff müsse zuerst zu einem Drama umgearbeitet werden, und zwar zu einem Drama in drei Akten mit Vorspiel. Denn mit dem Totschlagen der Schweden allein seis noch nicht getan, weil man auf Publikum aus der Stadt rechne; und das komme nur, wenn auch eine Liebesgeschichte dabei sei. Gegen diese Liebesgeschichte war nun wieder der Herr Pfarrer. Als man ihm aber wieder auseinandersetzte, daß sie mit einer legalen Ehe endigen würde, nahm er schmunzelnd eine Prise Tabak und sagte: „Na alsdann, meinetwegen!"

Das Spiel sollte nach großem Beispiel im Freien stattfinden. Der Hintergrund war selbstverständlich das Dorf, und vor der Bühne sollte eine große Anzahl Bänke aufgestellt werden, die man zum Schutz des Publikums gegen Sonne und Regen mit weißen Leintüchern überdachen wollte. Das war alles schon bewilligt, d. h. es ging natürlich nicht so schnell, wie es hier zu lesen ist, denn selbstverständlich wollten der Sägmüller für seine Bretter und der Schreiner für seine Arbeiten soviel haben, wie man von einer Gemeinde eben verlangen kann, die Millioneneinnahmen in sicherer Aussicht hat. In verschiedenen Sitzungen wurden also der Platz für die Vorführung, die Uebernahme der Kosten für die Kostüme, die Bühne, die Einrichtung des Zuschauerraumes ꝛc. genehmigt und dann begannen die Vorbereitungen für das Fest. Das heißt, der Lehrer reiste mit diesem Stoff in die Stadt zu einem Dichter, der Wirt malte Schilder, auf denen der Bierpreis bedeutend erhöht zu lesen war; die Kutscher instruierten ihre Knechte über die zu ihren Gunsten veränderten Fahrpreise nach der nahen Station. An den Häusern wurden Schilder verschiedenster Orthographie angebracht, des Inhalts, daß hier Zimmer zu vermieten seien. —

Als der Lehrer in der Hauptstadt den Dichter aufsuchte, war er erstaunt, daß der, als er die Türe aufmachte, keinen Lorbeerkranz auf dem Haupte trug, an den Füßen aber aus bunten Flecken zusammengenähte Pantoffeln; daß er ziemlich korpulent war und einen schwarzen Hornzwicker auf der Nase hatte. So hatte er sich den Mann, der an Kaisers- und Königs-Geburtstag, zu Weihnachten und Ostern Gedichte im Kreisblatt veröffentlichte, nicht vorgestellt. Aber das macht nichts. Schließlich kann wohl auch ein Dichter mit Fleckenschuhen ein schönes Drama schreiben. Des Lehrers Erstaunen wuchs, als der Dichter, den er konsequent Herr Dichter anredete, ihm bedeutete, daß er erstens als Herr Doktor ästimiert sein wolle und zweitens zu allererst wissen müsse, wie viel die Gemeinde Kirchzellach sich ein Drama in drei Akten mit Vorspiel kosten lasse. Darüber war der arme Lehrer nun ganz und gar nicht informiert. Denn daß der Dichter für seine Arbeit etwas anderes verlangen könnte als Ruhm, daran hatten die Kirchzellacher in ihrer Einfalt nicht gedacht! —

Als der Lehrer zurückkam und den Kirchzellachern die Sache vortrug, da meinte Burgscheider, der Wirt: „No ja schick ma eahm halt als Vorschuß a halbe Sau; und so lang gspielt werd, derf er umasunst bei mir wohna, und zum fressen und sauffa kriagt er, soviel er will. — Dös hoaßt, bal Leit gnua kemma und de Sach schlagt ei! Bal aber nix is, werd er ausgstampert — der Schreibagsell!"

Der Lehrer und der Pfarrer erklärten sogleich, mit Viktualien dürfe man einem Manne, der gedruckt zu werden pflege, nicht kommen. Das hätte schon der selige Goethe sicher nicht getan.

Es begann nun eine lebhafte Korrespondenz, die aus Angebot und Mehrforderung bestand. Das Angebot war vorläufig fünfzig, die Forderung tausend Mark. Zum Schluß einigte man sich auf hundert Mark und vorläufig fünfzig Pfennige Fixum und den zwanzigsten Teil der Einnahmen aus dem Billetverkauf. Nach diesem Abschluß und nach dem Eintreffen der hundert Mark und fünfzig Pfennige begann Karl Ernst Friedrich Pomeisl das Dichten. —

Das Drama war genau fertig als Karl Ernst Friedrich Pomeisl die letzten fünfzig Pfennige des Fixums für zehn Zigarren ausgegeben hatte. Der Lehrer las es in der nächsten Gemeinderatssitzung mit viel Pathos, noch mehr falscher Betonung und etlichen Schnupfpausen vor.

Zuerst kam ein Vorspiel. In diesem Vorspiel kamen vor: der Heilige Georg, ein Drache mit einer Schleife in den Schwedischen Nationalfarben, der Schmied Korbinian Ruch und der liebe Gott. Die vier standen in folgendem Verhältnis: Der liebe Gott beauftragte den Heiligen Georg, seinen lieben Kirchzellachern zu Hilfe zu eilen und den Schwedischen Drachen zu töten. „Sehr poetisch", nickte der Herr Pfarrer und schneuzte sich. Der Heilige Georg hatte aber entweder an jenem Tag gerade keine Zeit, oder er war auf die Kirchzellacher sonst nicht gut zu sprechen; jedenfalls überreichte er seinen Spieß dem Korbinian Ruch und befahl ihm, den Drachen zu töten. Das Vorspiel ging im Himmel vor sich, was durch einen himmelblauen Leinwandhintergrund angedeutet werden sollte. Der Heilige Georg reichte also dem Schmied den Spieß auf die Erde herunter, deutete mit der linken Hand auf den Drachen und sagte:

Das ist der Drach! stich zua!
Dann hat dein Vaterland a Ruah!

Damit fiel der Vorhang und das Vorspiel war beendigt. —

Im zweiten Akt macht gerade ein Bewohner von Kirchzellach, der Zacharias Maier heißen sollte, der Tochter des Schmieds Korbinian Ruch den Hof. Da kommt der Vater heraus, weist den Freier ab und verkündet ihm, daß er nicht eher sein Schwiegersohn werden solle, als bis der letzte Schwede aus Deutschland vertrieben sei. Damit ging der Schmied dem Dorfe zu. Kaum war er aus dem Hause, da erscheinen im Hintergrund die Schweden, die die ob des Vaters Härte weinende Appollonia mißhandeln, die Frau des Schmieds aus dem Hause ziehen und mit Krakehl in die übrigen Häuser dringen. Zacharias Maier läuft, was er kann, den starken Schmied zu holen. Während dieser Zeit drangsalieren drei Schweden die beiden Weiber aufs furchtbarste und bedrohen sie, was schrecklich anzusehen sein sollte. Da kommt wutentbrannt der Schmied Korbinian Ruch zurück, läuft an den Schweden vorbei, ruft seine Söhne aus dem Haus, und nun schlagen sie die Schweden nieder. Ein allgemeines Gemetzel beginnt. Zum Schluß steht der Schmied mit dem Hammer, in den sich offenbar St. Georgs Spieß verwandelt hat, in der Mitte; links und rechts von ihm stehen die Söhne, der linke hält die Bayrische Fahne, der rechte einen Lorbeerkranz, ringsum liegen tote Schweden, von denen wie es ausdrücklich im Manuskript heißt, sich keiner mehr rühren darf und die Musik hat die Nationalhymne zu spielen. Bengalisches Licht beleuchtet das Ganze.

Damit könnte nun alles zu Ende sein. Da aber ausdrücklich drei Akte und ein Vorspiel ausgemacht waren, so hat der Vorhang nach einiger Zeit nochmals aufzugehen, der Herzog kommt angeritten mit seinen Begleitern, überreicht dem Schmied eine goldene Kette und segnet das Brautpaar Appollonia und Zacharias.

Das war das Stück; es fehlten nur noch die Darsteller. Vor allem brauchte man für den hünenhaften Schmied Korbinian Ruch einen kräftigen Mann. Sehr groß und kräftig war merkwürdigerweise der Schneider Loisl. Daß aber ein Schneider den Helden spiele, dagegen protestierte die ganze Gemeinde. Sehr groß war auch der Knecht vom Wirt. Als der jedoch mit sechszehn Jahren das Vaterunser fehlerfrei aufsagen

konnte, hatte der Lehrer behauptet, er hätte aus seinen kühnsten Träumen nicht gehofft, daß er es mit dem Burschen noch so weit bringen werde.

Einer wäre ja recht gewesen in seinem ganzen Aeußern; ein bildhübscher Kerl, der größte im ganzen Umkreis, urwüchsig und dabei ein geriebener Bursch, dem es ein Leichtes gewesen wäre, die Rolle zu lernen. Das war der Klaber Hansjörg. Der war aber im Frühjahr auf die Alm gezogen, war da droben unentbehrlich und kam daher leider nicht in Betracht. Dieses „leider" hätte auch der Klaberhansjörg sicher selbst gesprochen, wenn er von der Sache gewußt hätte; denn er wäre auch sehr viel lieber im Dorf geblieben, wo die Zenzi, dem Schneider Loisl die jüngste Tochter, hauste.

Endlich verfiel man auf den Spenglergesellen Hippolyt Biaubichler, der groß und breit war, eine Stirn und einen Nacken hatte wie ein Stier, aber leider nicht Deutsch konnte, sondern nur Kirchzellacherisch.

Die nächste Rolle war die der Appollonia. Diese Rolle begehrte Nanni, die Tochter des Wirts, denn sie war die reichste Dirn des Dorfes, und außerdem hatte ihr Vater den Vorschuß von hundert Mark und fünfzig Pfennigen an den Dichter bezahlt. Dazu stammte seine Mutter aus der Familie des Korbinian Ruch, was man früher immer verleugnet hatte, jetzt aber mit Stolz bekannte. Aber diese Appollonia wurde von der Mehrzahl der Gemeinderatsmitglieder abgelehnt. Die Burgscheider Nanni hatte nämlich eine heisere Stimme und viel zu viel Figur. Das hätte die biedern Kirchzellacher ja weiter nicht abgehalten. Aber daß ihr Buckel so groß war, daß man darüber den Kopf ganz übersah, das schien ihnen immerhin ein Grund, die Nanni für diese Rolle abzulehnen.

Dts hübscheste Mädchen im ganzen Dorf und das gewandteste war die Unterbauer Vikl. Gegen die protestierte der Herr Pfarrer, denn in einem so heiligen Spiel wollte er keine haben, die lebendige Beweise ihrer sündigen Lebensauffassung aufzuweisen hatte. So fiel die Wahl auf die Schneider Zenz, auch eine hübsche Dirn, auch gut bei Mundwerk, aber nicht so gewandt in der Bewegung.

Für den St. Georg hatte man den Pedell des nahen Gymnasialstädtchens gewonnen, der aus seiner Dienstzeit noch einen Küraß daheim hatte. Gegen eine Entlohnung von zehn Mark ließ er sich seinen Vollbart abrasieren, weil der heilige Georg keinen Bart getragen hatte. Schwer wars, eine Person für den lieben Gott zu finden. Daß die Wahl auf den Unterlechner Toni fiel, verdankte er nicht seinem frommen Lebenswandel, denn er war der ärgste Gauner und Wucherer im ganzen Bezirk, sondern seinem ehrwürdigen, weißen Bart und Haar. Für den Drachen schlug der Lehrer, freilich ganz im geheimen, die Pfarrersköchin vor. Da aber die andern meinten, die könne das Maul nicht halten und würde selbst dem lieben Gott am Zeug flicken, so beschloß man den Drachen aus zwei oder drei Buben herzustellen, die man mit grün- und blaugestrichener Leinwand überziehen wollte. Die übrigen Rollen waren rasch erledigt, weniger rasch die Kostümfrage, weil z. B. die Schneider Zenz als Appollonia vom Jahre 1631 absolut ihren weißen Rock und die halbstädtische knallblaue Seidenbluse anziehen und Pariser Löckchen tragen wollte. Der Unterlechner Toni wollte den Lieben Gott im Schlafrock und einer Pfeife im Munde darstellen; und der Korbinian Ruch, alias Hippolyt Blaubichler, wollte seinen besten Anzug, die Turnerjoppe und die dazu gehörigen schwarzen Hosen anziehen, da dies eben sein bester Anzug sei, am ehesten geeignet, vor so vielen Leuten sich sehen zu lassen. Aber auch diese Schwierigkeiten wurden dank der Beredtsamkeit des Lehrers, Pfarrers und der noch größeren des aus der Hauptstadt herbeigeeilten Dichters, zu aller Zufriedenheit überwunden.

So unerfahren die Bauern in solchen Dingen waren, das wußten sie doch: Reklame ist die Hauptsache. So hatten sie denn an allen möglichen Orten und natürlich auch durch den Fremdenverkehrsverein Reklame machen lassen. Besonders wirksam war eine Notiz in der größten Zeitung der Hauptstadt, die zwar mit J. S. gezeichnet war, aber sicher Pomeisl zum Verfasser hatte. In dieser Notiz stand viel von unverfälschter Volkskunst, origineller Darstellung des geistreichen Werkes eines nach Heimaterde riechenden Dichters und dergleichen zu lesen.

Wirklich waren ein paar hundert Leute gekommen, mühsam in den Häusern untergebracht und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

(Schluß folgt.)



Bachmanns
Gesundheits-Krepe

Elegantes, hygienisches, ärztlich empfohlenes Unterkleid

Nur echt, wenn versehen
mit rotgewobener Etikette
CRÊPE DE SANTÉ
BACHMANN

Alleinige Fabrikanten
Bachmann & Cie
Schweiz - Rothrist - Schweiz

LENZBURGER

Confitüre als Kraftquelle und als Heilmittel

In der Technik ist es gebräuchlich, die Heizmaterialien, die sie zur Hervorbringung ihrer mechanischen Leistungen benützt, nach ihrem Heizwert einzuschätzen und zu bezahlen, d. h. nach der Wärmemenge, welche sie bei ihrer Verbindung mit Sauerstoff, bei der Verbrennung liefern.

In demselben Sinne bestimmt die Physiologie die Wärmemengen, welche bei der Verbrennung der Nährstoffe im menschlichen oder tierischen Körper mit Sauerstoff frei geworden sind. Hier geht die Verbrennung langsam von statten, dort rasch, doch bei gleichen Endprodukten der Verbrennung, **Kohlensäure** und **Wasser,** ist die Wärmemenge hier wie dort dieselbe. Je grösser diese durch Verbrennung *entwickelten Wärmemengen sind,* desto grösser ist die Summe lebendiger Kraft, welche ein bestimmtes Gewicht des betreffenden Nahrungsmittels dem Körper zuführt.

Man ist übereingekommen, verschiedene Wärmemengen in der Art zu messen, dass man diejenige Wärmemenge (Wärmeeinheit, Calorie) als Masseinheit annimmt, durch welche die Temperatur von 1 Liter = 1 kg Wasser um 1° C erhöht wird. Verbrennen wir z. B. 1 kg Zucker vollkommen zu Kohlensäure und Wasser, so erhalten wir ca. 3700 Wärmeeinheiten.

Man hat sowohl durch Spekulation, als auch auf experimentellem Wege gefunden, dass die Wärmemenge, die im Stande ist, die Temperatur von 1 Liter Wasser um 1° C zu erhöhen, eine theoretische Arbeit von 425 *Kilogrammetern* leisten kann, d. h. 1 kg eines Körpers 425 m Meter hoch zu heben oder 425 kg 1 *Meter hoch.*

Direkte Bestimmungen der Wärmemenge bei Verbrennung von 1 kg Lenzburger Confitüren in der Berthelot'schen Bombe ergab einen Heizeffekt (Nutzeffekt, Krafteffekt) 2750 Wärmeeinheiten oder Calorien, d. h. beim Genusse von 1 kg Lenzburger Confitüren, falls dieselben im menschlichen Körper vollständig zu Kohlensäure und Wasser verbrannt resp. vollständig verdaut würden, bildete sich dadurch eine Wärmemenge, die im Stande wäre eine Arbeit von 1168750 Kilogrammetern zu leisten.

Es sind in der Wirklichkeit noch erhebliche Abstriche von diesen Zahlen zu machen, doch geben uns dieselben immerhin ein Bild von der grossen Kraft, die in den Lenzburger Confitüren schlummert, und die im menschlichen Organismus beim Atmen mit Hülfe des Sauerstoffes der Luft lebendig gemacht wird. Ausser dem Zuckergehalt enthalten die Confitüren noch die sehr wertvollen Mineralstoffe, die Bausteine für Blut und Knochen, und freie aromatische Substanzen. Dieser Gehalt verbunden mit der Schmackhaftigkeit und Bekömmlichkeit erhebt die Confitüren zu den allerwertvollsten Nahrungs- und zugleich auch Genussmitteln.



Aepfel und Brot waren von jeher ein anerkannt ausgezeichnetes Nahrungs- und Genussmittel, wie die Kinder schon halb vergangener Zeiten zu ihrem leiblichen und geistigen Wohl erfahren haben. Ganz dasselbe gilt auch für Lenzburger Confitüren und Brot, erstere beeinflusst auch günstig den Stoffwechsel, sie übt hier durch den geringen Gehalt an Rohfaser einen leichten Reiz auf die Darmwandungen aus, wirkt also ähnlich wie Grahambrot, nur milder; dort wirkt sie durch den Gerbstoffgehalt leicht beruhigend.

Lenzburger Confitüren werden Jedermann empfohlen, speziell auch *für Rekonvaleszenten, ferner für* Leute, welche frisches Obst wegen der Säuren nicht gut vertragen können und *die doch ein blutreinigendes* Nahrungsmittel geniessen möchten. Lenzburger Confitüren werden ferner empfohlen gegen Krankheiten der Respirationsorgane u. v. a. m.

Wie schon erwähnt, sind Lenzburger Confitüren (wie auch Honig) viel wertvoller als Zucker allein, wegen der in ihnen enthaltenen Nährsalze. Zucker lässt sich durch Hitze, durch ein Feuer vollständig zerstören, in die Luft jagen, ohne dass etwas zurückbleibt. Confitüren aber, auf gleiche Weise behandelt, lassen eine Asche zurück, welche die für den Körper so notwendigen Nahrsalze enthalten.

Es sind z. B. enthalten in der Asche von:

Zwetschgen 12,82 % Phosphorsäure
Heidelbeeren 20,30 % „

„Gieb deinen Kindern Lenzburger *Confitüren, Obst und grünes Gemüse,* und du wirst staunen, wie die „Ausschläge" etc. ohne Leberthran und *andere Medikamente* Abschied nehmen."

Wir bringen unsern Lesern einige Abbildungen aus der grössten Conservenfabrik der Schweiz und der angrenzenden Staaten. Das obere Bild zeigt einen der zur Sommerszeit so idyllischen Laubengänge (Spalierbirnen) während das untere Bild einen Blick in den Fabrikbetrieb tun lässt. Zur Bewältigung der ein- und ausgehenden Güter hat die Conservenfabrik Lenzburg auf ihren Anschlussgeleisen einen eigenen Motorwagen eingestellt, der oft ganze „Züge" in die und aus der Fabrik befördert. Wer jetzt das Städtchen Lenzburg auf der Reise berührt, der sieht, dass der bekannte „billige 5 kg Eimer" als Weihnachtsgabe ein begehrter Artikel ist, denn die gelben Kesseli werden nach allen Himmelsrichtungen verladen. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, unsern Lesern interessante Details aus dem Gebiete der Lenzburger Conserven-Fabrik vor Augen führen zu können.

